14/1985 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Atlas der Lüfte

FW-Exklusiv-Bericht über das größte Flugzeug der Welt

Ukrainer auf Zeit

Geschichten von unterwegs

Auf der Insel des Lernens

FW-Reporter begegneten in der Karibik Linda aus Namibia

Luftfahrt
Das leistungsfähigste Transportflugzeug der Welt. Antonows AN-124 „Ruslan" befördert 150 Tonnen Last über Distanzen von 4500 Kilometern in einem Beförderungstempo von 850 bis 865 km/h. **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Polemik
Satellitenschwindel um „Vela" **Seite 16**

Grundlagenforschung
Auf der Spur der Mallophagen, der Vogelfederlinge **Seite 18**

Sport
284 Tore auf einen Streich – ein Torschützenkönig tritt ab **Seite 22**

Tourismus **Seite 24**

Geschichte
Terminal am Ziel **Seite 26**

Von der Baustelle (1)
Ein Kupferschmied aus Grimma am Donezk **Seite 28**

Literatur
Der Narr von Sondershausen oder die Wiedererweckung eines kritischen Geistes **Seite 30**

Bildfeuilleton
Stille am Don **Seite 32**

Erzählung
Antoni Lange: „Beherrscher der Zeit" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Russisch-Lehrgang
4. Lektion **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Bildende Kunst
Das Wagnis des Malens – Porträt des rumänischen Malers Corneliu Baba **Seite 46**

Reportage
Kuba – Insel der Jugend **Seite 52**

Titelfoto:
Peter Meißner fotografierte in Kuba die Schülerin Linda aus Namibia

Redaktionsschluß für dieses Heft: **1. 7. 1985**

Königreich ohne König

In Artek ist die Sonne Ehren-Pionier. Sie sorgt im Dauerdienst für Stimmungshoch und schafft, daß Meer und Himmel zu blauer Unendlichkeit verschmelzen. Artek, Traumziel an der Küste der Krim: Seit Jahrhunderten Zwischenlandeplatz für den großen Vogelzug weiter nach Süden (daher wohl auch das altgriechische Wort „Wachtelweibchen" für diesen Ort), seit Jahrzehnten erträumtes, ersehntes, unvergeßliches Ferienparadies. In jedem der vierwöchigen Sommerdurchgänge verleben hier Kinder aus mehr als hundert Ländern gemeinsam mit über 4000 sowjetischen Pionieren unbeschwerte Tage, von 2000 Mitarbeitern liebevoll betreut. Wer von den Kleinen kann schon wissen, wie es einst begann: nach schweren Hungerjahren und opferreichem Bürgerkrieg mit acht Zelten und zwei Holzhäusern. Am 16. Juni 1925 nahmen 320 kleine Gäste ihr bescheidenes Pionierlager in Besitz; Arbeiterkinder aus dem Sowjetland machten erstmals Ferien dort, wo sich bis zur Oktoberrevolution nur die Reichen am Strand getummelt hatten. Heute, 60 Sommer später, erstreckt sich die Pionierrepublik vom Seebad Gursuf bis zum Aju-Dag, dem Bärenberg, über 320 Hektar und nimmt einen Küstenstreifen von nahezu 8 Kilometer Länge ein. Rund 800 000 Jungen und Mädchen aus der Sowjetunion und dem Ausland – auch Thälmann-Pioniere aus unserer Republik – erhielten seither im Ferienparadies, das u. a. eine eigene kleine Reederei mit über 40 Motorbooten und ein eigenes Filmstudio besitzt, prägende Eindrücke fürs Leben. Die „Arteker" (unser Foto: Begrüßung der Neuen) erzählen voll Stolz, daß sich in einem Kulturheim, das heute zu ihrem Lager gehört, einst Ernst Thälmann und Maxim Gorki, Clara Zetkin und Georgi Dimitroff erholten. Und daß viele Berühmtheiten Artek besuchten: der legendäre Kommandeur der ersten Reiterarmee, Semjon Budjonny, der Autor von „Timur und sein Trupp", Arkadi Gaidar, der erste Kosmonaut der Welt, Juri Gagarin. Mehr als einmal traf sich der Himmelsstürmer mit den Kindern, sang mit ihnen und saß mit ihnen am Lagerfeuer. Und auch der amerikanische Astronaut Frank Bormann traf sich mit „Artekern". „Ich sah glückliche Kinder in einem glücklichen Lager", sagte er. „Nirgends habe ich bis jetzt Ähnliches getroffen." Zu den ersten ausländischen Gästen gehörte bereits 1926 eine Gruppe von Kindern deutscher Kommunisten. Und Clara Zetkin war es, die damals den internationalen Teil des Lagers einweihte. Inzwischen wurde Artek für Kinder aus aller Welt zum einzigartigen Erlebnis, zu einer ersten Schule lebendiger Solidarität und internationalistischer Haltung. Nur einmal wurde der gewohnte Rhythmus des Lagerlebens jäh unterbrochen – durch die Hitlerfaschisten, die das Sowjetland heimtückisch überfallen hatten. Sie brannten Artek nieder. Verursachten einen Schaden von 11,5 Millionen Rubel. Bereits im April '44, als die Krim befreit war, begann Arteks Wiederaufbau – mit der Entschärfung von mehr als hundert Minen auf dem weiträumigen Areal. Und schon im August des gleichen Jahres flog das purpurrote Banner der sowjetischen Pioniere wieder am Mast empor.

Es weht auch in diesen Sommertagen über einem Kinderparadies, von dem der berühmte französische Schriftsteller Henry Barbusse schrieb, daß es ein Königreich sei – „ein Königreich ohne König und ohne Untertanen".

Horst Goldschmidt

Foto: APN

Ein Zug – 2000 Kilometer lang

Detlef Jank,
Generaldirektor,
VEB Kombinat
Schienenfahrzeugbau

Nur wenige Tage liegen intensive Verhandlungen zurück, die wir mit unseren sowjetischen Freunden, den Eisenbahn-Experten, geführt haben. Dabei ging es schon um Aufgaben des kommenden Fünfjahrplanes, der an die Arbeit unseres Kombinats erhöhte Anforderungen stellt. So bestimmten denn auch Sachlichkeit und Ringen um den besten Weg unsere Gespräche, als es um technische Parameter und ökonomische Kennziffern, um Mark und Rubel ging. Ganz im Sinne der Einschätzung des 10. Plenums des ZK der SED, daß es die grundlegenden Voraussetzungen unserer Volkswirtschaft zu nutzen gilt, um die hohe Dynamik der ökonomischen Entwicklung auch künftig zu gewährleisten, ja sie gezielt zu beschleunigen. Der Schienenfahrzeugbau hat innerhalb der Volkswirtschaft der DDR wichtige Aufgaben zu erfüllen. Dabei geht es, wie Genosse Honecker feststellte, um die notwendige Stärkung der materiellen Basis des Verkehrswesens ebenso wie um effektive Exportchancen. Das erfolgreiche Zusammenwirken mit dem sowjetischen Verkehrswesen bestimmt weitgehend die Arbeit der 23 000 Werktätigen unseres Kombinats. Entsprechend den Beschlüssen der Paritätischen Regierungskommission DDR/UdSSR steht vor uns die Aufgabe, neue Konstruktionen von Reisezugwagen und Kühlfahrzeugen für die sowjetischen Eisenbahnen zu entwickeln und zu produzieren. Indem wir die Möglichkeiten einer engen und langfristig abgestimmten Forschungskooperation mit der UdSSR und des Potentials unserer 17 Kombinatsbetriebe immer besser für die schnelle Erneuerung der Produktion nutzen, leisten wir unseren Beitrag zur Stärkung der Wirtschaftskraft beider Länder. So werden gemeinsam festgelegte Aufgaben in Wissenschaft und Technik bearbeitet, werden Testfahrten vorgenommen, werden Neuentwicklungen auf der Basis einheitlicher Prüfmethoden bewertet und ausgetauscht. Mit dem Kirower Allunionsforschungsinstitut für Technologie und Maschinen – um nur ein Beispiel zu nennen – wird der Einsatz von Robotern beim Lackieren von Schienenfahrzeugen vorbereitet. Beide Partner arbeiten jeweils an Teillösungen. Die sowjetische Seite entwickelt die Projekte für die Farbgebung von Seitenwänden, während wir für das Grundieren und Spritzen von Dächern verantwortlich sind. Das Ziel sind automatische Farbgebungsanlagen für den Waggonbau beider Länder.

Unsere Werktätigen sind sich bewußt, daß sie mit den Lieferungen an die UdSSR Verpflichtungen von hohem internationalistischen Wert erfüllen. Die schnelle Entwicklung des sowjetischen Eisenbahnwesens als eine Säule der leistungsfähigen Volkswirtschaft ist das Anliegen weitreichender Beschlüsse der KPdSU.

Etwa 70 000 Schienenfahrzeuge wurden von der DDR bisher in die UdSSR geliefert. Darunter sind 35 000 Waggons aus Dessau, 22 000 Weitstrecken-Personenwagen aus Ammendorf, über 5000 Reisezugwagen aus Görlitz. Im Zeitraum 1986 bis 1990 sollen weitere 12 000 Personenwagen und Kühlfahrzeuge in den Werken unseres Kombinats für die Sowjetunion gebaut werden.

Eine überzeugende Perspektive für den Export, die im Schienenfahrzeugbau kein zweiter Produzent in der Welt hat. Aber sicherer Absatz darf nicht Ausruhen bedeuten. Das erfordert von unseren Kollektiven, konsequent neueste wissenschaftlich-technische Erkenntnisse für die Praxis wirksam werden zu lassen und immer bessere Ergebnisse in der Ökonomie zu erreichen. Ziel der Initiativen des großen Kollektivs der Waggonbauer ist es, den zuverlässigen Einsatz unserer Fahrzeuge bei unseren Kunden zu garantieren.

Würde man alle bisher in die UdSSR gelieferten Fahrzeuge aneinanderreihen, so ergäbe das einen Zug von Berlin bis Minsk. Dank der langfristigen Vereinbarungen wird zur Jahrtausendwende dieser Zug der Gemeinsamkeit die 2000-km-Strecke zwischen Berlin und Moskau messen.

Die sozialistische Gemeinschaft hat, wie das 10. Plenum feststellte, Aufgaben von großer Tragweite zu lösen. Dafür ist das Engagement aller notwendig. Die Waggonbauer der DDR werden dazu verantwortungsbewußt ihren Beitrag leisten.

Vierhundertundfünf Tonnen fliegen hier durch die Luft. Einhundertfünfzig Tonnen davon als Fracht, die dieses Flugzeug in seinem Rumpf mitschleppt. Eine Last, die vor ihm keine andere Maschine hob. Antonows AN-124 „Ruslan", der leistungsfähigste Transporter, den man je baute, hatte kürzlich Auslandspremiere in Paris. Auf dem Flughafen Le Bourget war er der Star des 36. Internationalen Aerosalons. FREIE WELT sprach dort mit dem Chefkonstrukteur und mit dem Chef-Testpiloten dieses neuen Großraum-Flugzeuges, das auf den Namen eines Puschkinschen Sagenhelden getauft wurde.

Der Sagenhafte

Interview im ersten und im vierten Stock

Ein Beitrag von Karl-Heinz Eyermann

FREIE WELT EXKLUSIV

Gespräche im vierten Stock: Chef-Testpilot Wladimir Terski (links) und unser Autor im Cockpit der AN-124

Gab „Ruslan" Flügel: Akademiemitglied Professor Swischtschow, Direktor des Moskauer ZAGI, des Zentralen Aerohydrodynamischen Instituts, leitete die Strömungsexperimente für die AN-124.

Der Sagenhafte

So bin ich noch nie in ein Cockpit gelangt. Eine Klettertour über drei Dutzend steiler Stufen: Über eine Gangway in den ersten Stock, die Hauptetage. Weiter über eine heruntergelassene Metall-Leiter in bedenklicher, weil fast senkrechter Schräglage, fünf Meter hinauf in das Zwischengeschoß. Dann eine richtige Treppe in den vierten Stock, und ich stehe im Korridor, im Vorsaal, wie die Sachsen sagen. Der Boden natürlich teppichbelegt. Erste Tür links, da geht's hinein in die Welt meines Gastgebers, in das Himmelreich des Chef-Testpiloten Wladimir Terski. Nach der anderen Seite, zur rechten, geht ein Gang ab. Türen und Vorhänge. Dahinter zwei Räume, größer als die Schlafwagenabteile bei der Eisenbahn, die Quartiere für die Reservebesatzung, die, wie die erste, aus sechs Mann besteht. Gegenüber die Pantry, die Bordküche. Daneben eine Tür mit dem internationalen Schild zum stillen Örtchen. Und noch eine Tür quer am Ende des Ganges. Sie führt zu einer Kabine im Rücken des Flugzeugrumpfes mit fast hundert Sitzen, dem Fassungsvermögen eines mittleren Passagierflugzeugs. Wenn Schürf- und Bauausrüstungen im Unterdeck befördert werden, dann sitzen hier im Oberdeck die Männer einer Expedition oder eines Bautrupps. Mehrere Wege führen in den Frachtraum. Bequem gelange ich ins Unterdeck über die schräge Bodenfläche der Rampen. Die Ladeluken vorn und hinten sind gerade geöffnet worden. Schwieriger schon ist der Weg über die Gangway der Seitenluken und noch anstrengender über die Leitern vom Oberdeck herab, sie sind steil und mit einer Sprossenhöhe, bei der man die Beine ganz schön winkeln muß.

Ich frage Wladimir Terski, wie oft er diese Kraxeltour gemacht hat. Wenn er die Höhe seines Arbeitsplatzes mit der Anzahl seiner bisherigen Kletterpartien im Verlauf von drei Jahren multipliziere, meint er, käme er auf etliche Besteigungen des Mount Everest. Ein Fast-Fluggefühl stellt sich hier oben im Cockpit ein, obwohl die Maschine unbeweglich dasteht, die Illusion, als befände man sich schon in der Luft. Während der Pilot auf meine Fragen antwortet, schwenkt die Bugnase langsam hoch, verdeckt die Sicht aus dem Cockpit und läßt einen kleinen Sichtspalt nach unten frei. Etliche Meter tiefer öffnet sich mit dem Fauchen der Hydraulik und dem Lärm aufschlagenden Metalls der Frachtraum. Autos fahren unter uns hinweg in den Stauraum. Ich komme mir vor wie auf einem Schiff im Hafen, das beladen wird. Wir oben auf der Brücke, unten wird die Fracht umgeschlagen.

In Paris ist das alles Demonstration für die Zuschauer. Der Testflieger zeigt mir Fotos darüber, was zu einer Ladung für „Ruslan" gehören kann: ein Bus, ein K-700-Traktor, zwei schwere Feuerlöschzüge, ein Kamas-LKW und eine Zugmaschine. Eine von vielen Ladevarianten, die schon geprobt wurden und von denen es diese Demonstrationsbilder gibt.

Die sich über zwanzig Meter hoch reckende Bugnase und das halbdunkle Gewölbe des Frachtraumes animieren zu Vergleichen mit Kirchenkuppeln und Kirchenschiffen. Auf dem Aerosalon 1985 machte wieder das Schlagwort von der „fliegenden Kathedrale" für die neue Antonow die Runde; wie vor zwanzig Jahren, als „Ruslans" älterer Bruder „Antäus", der Turboproper AN-22, zum ersten Male in Le Bourget auftauchte. Übrigens war damals Wladimir Terski als Copilot dabei…

Eigentlich genügt ein kleiner Hebel: „Jetzt fliegen wir elektrisch"

Mein erster Eindruck von Instrumentenbrett und Steuersäule: Im wesentlichen ist alles so geblieben wie seit Jahren bei modernen Flugzeugen. Die runden Anzeigegeräte an gewohnter Position, obwohl man sie gar nicht mehr braucht. Aber da ist dieses Kästchen, dieses Täfelchen… Der Pilot klopft behutsam auf das unbeleuchtete Tableau im Taschenbuchformat. „Das ersetzt alles und informiert über alles. Nach Anforderung, in Gefahrensituationen automatisch." Wladimir Terski unterstreicht seine Worte durch einen Knopfdruck. Ein daumenbreites, fingerlanges Rechteck leuchtet auf: „Zur Beladung bereit." Ein anderes signalisiert: „Kraftstoffmenge soundsoviel Kilogramm in Tank eins." Weitere Beispiele für Informationen: „Maschine startklar." – „Abflugmasse soundsoviel." – „Kurs ohne Abweichung." Was die Bordrechner an Daten kalkulieren, wird der Besatzung auf diesem elektronischen Tablett serviert. Die anderen bekannten Instrumente sind eigentlich der Zoll an die Macht der Gewohnheit, die dem Flieger nicht sofort genommen werden soll. „Also haben wir es hier mit einem kompletten Bordcomputer nach dem Vorbild der Sojus-Raumschiffe zu tun?" frage ich. „Ja, im Prinzip haben wir ein Computer-Cockpit, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so scheint", sagt Wladimir Terski.

Das Tableau sieht man, die eigentliche Steuerung nicht, die fühlt man. Was man nicht fühlt, ist, wie sich diese Steuerung verändert hat. Wladimir Terski bewegt die Steuersäule: „Wie früher? Auch das scheint nur so. Eigentlich brauche ich diese ganze Angelegenheit nicht mehr. Es genügt ein kleiner Hebel." Vielleicht so ein kleiner, mit dem funkgesteuerte Flugmodelle dirigiert werden? Genauso einer. Aber wir halten es für besser, diesen Schritt noch nicht zu tun, obwohl die Steuerung schon so ausgelegt ist, erklärt der Testpilot und kommt auf die Vorzüge des neuen Systems zu sprechen, das die AN-124 als erstes Transportflugzeug der Welt hat. Er beginnt zu schwärmen. Das Steuergefühl ist geblieben, aber die Lenkung hat sich verbessert und reagiert auf jedes Kommando schneller. Das ist gut so, denn der Routinier im Cockpit braucht bis zu einer halben Sekunde, um ein Signal zu erfassen, eine weitere halbe, um die Lenksäule zu bewegen.

Die Antonowianer haben sich von der konventionellen Steuermechanik getrennt, von den schweren Gestängen und stör- und abnutzungsanfälligen Gelenken. Bliebe man dabei, wären allein dafür bei „Ruslan" ein paar Tonnen Baugewicht erforderlich gewesen. Dazu viele Kubikmeter Bauvolumen für die Schächte, durch die Gestänge von mehr als siebzig Meter Länge mit Dutzenden von Zwischengliedern und Servomotoren zu den Steuerflächen geführt hätten.

Jetzt fliegen wir per Draht, so definiert Wladimir Terski das neue System aus Kabeln und Computern, dessen Masse in Kilogramm angegeben werden kann und das bei „Ruslan" zu einer beträchtlichen Raum- und Gewichtseinsparung geführt hat, die in zusätzlicher Nutzlast zu Buche schlagen.

Fünfeinhalb Tonnen neuartiger Werkstoffe für 1500 Quadratmeter „Ruslan"-Fläche:
– 2500 Kilo Karbonfaser-Material;
– 3000 Kilo Glasfiber-Verbundstoffe (im Bild rechts oben).

Wladimir Terski hat noch eine andere Definition parat: „Jetzt fliegen wir elektrisch." Jeder Handgriff geht in einen Stromimpuls über, damit der Draht den Handgriff weiterleiten kann. Des Piloten Druck auf die Steuersäule verwandeln Chips, die klugen elektronischen Zwerge, über Glasfaserkabel in Befehle an die Rudermaschinen, um die Steuerflächen zu bewegen.

Fliegen per Draht oder treffender gesagt, per Kunststoff-Faden, das erfolgt bei der AN-124 über vier voneinander unabhängige Kanäle, um höchste Sicherheit zu gewährleisten. Und was passiert, wenn plötzlich alle vier Triebwerke, die auch die Elektrizität erzeugen, stillstehen? Fast ein theoretischer Fall, meint Terski und fügt hinzu, auch dann könne er noch elektrisch weiterfliegen. Zwei wiederum von einander unabhängige Notstromgeneratoren habe „Ruslan" an Bord.

Und wenn alle vier Steuerungskanäle gleichzeitig blockieren, was dann?

Terski lächelt. Kaum denkbar. Aber alles ist möglich. Wir haben ein fünftes System für den äußersten Fall. Eine Notmechanik herkömmlicher Art mit Seilzügen.

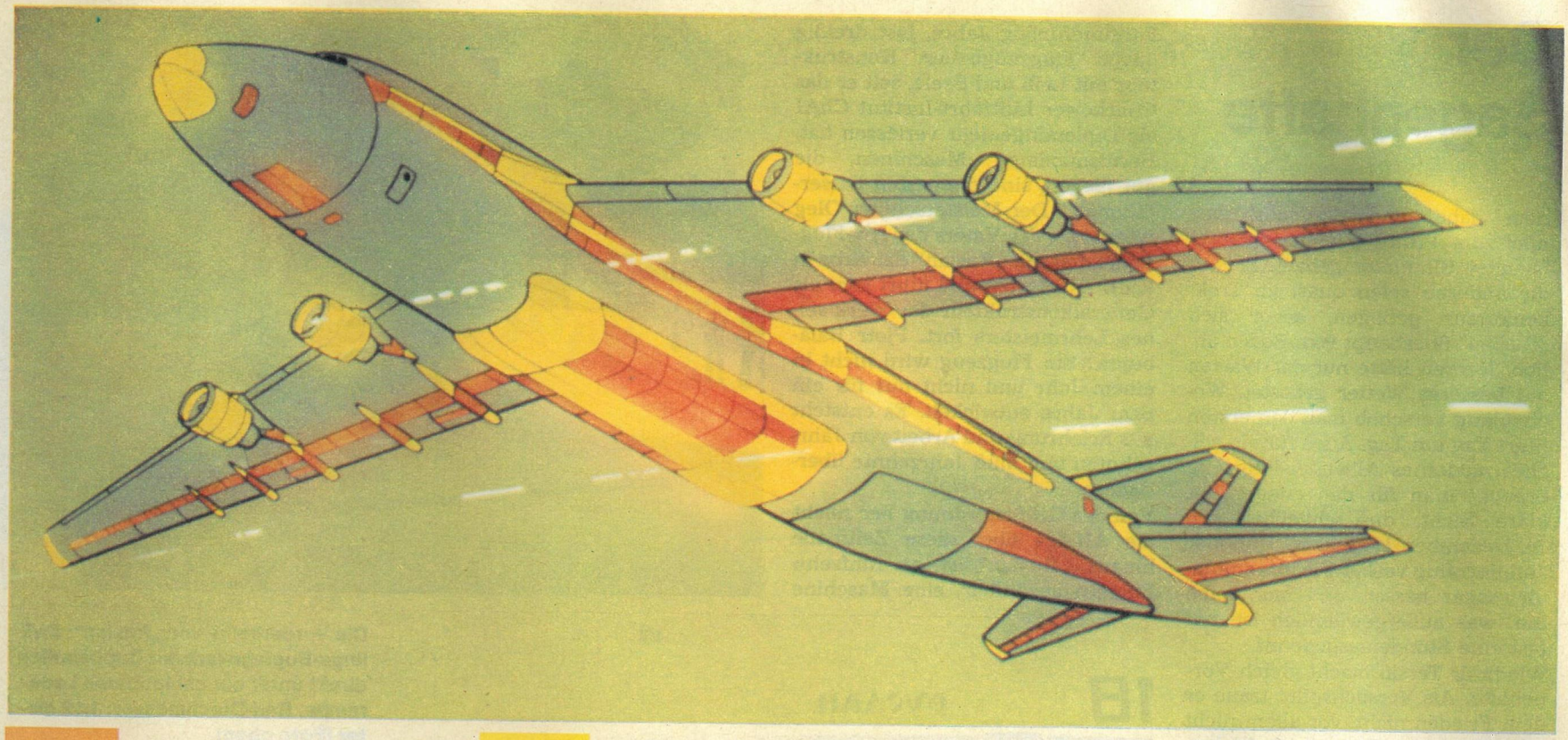
Überhaupt sei alles, was lebenswichtig an Bord ist, in vierfacher Ausführung vorhanden. Die Steuerung sogar in fünffacher. Mikroelektronik und leichtere Werkstoffe ermöglichen diese doppelten Doppelsicherungen.

Alte Pilotenregel im Computer-Zeitalter: „Du mußt einfach schneller denken als fliegen"

Über ein Vierteljahrhundert arbeitet Wladimir Terski als Testpilot. Über ein Vierteljahrhundert erprobt er Antonow-Konstruktionen. Kleine und große Maschinen. Und die beiden übergroßen. Dem Achtzig-Tonnen-Schlepper AN-22 „Antäus" hat er den Paß in den Himmel mit ausgestellt. Nun ist die AN-124 „Ruslan" an der Reihe.

Dem Jungfernflug habe er ruhiger entgegengesehen als sonst. Schließlich sei monatelang Flugsituation für Flugsituation im Computer durchgespielt worden, und außer-

Palette der neuen „Ruslan"-Technologien: Flächenstücke von über dreißig Meter Länge, Triebwerk-Gondeln, Rippen, Streben und Bauteile, die aus herkömmlichen Werkstoffen bisher sehr verschleißanfällig und sehr arbeitsaufwendig waren.



Bauteile aus Karbonfaser

Bauteile aus Glasfiber-Verbundstoffen

Der Sagenhafte

dem habe man erstmalig parallel zum Prototyp einen entsprechenden Simulator gebaut. Er und die anderen seien quasi im Trokkenkursus geflogen, bevor sich „Ruslan“ überhaupt vom Boden abhob. Nerven hätte nur das Warten auf besseres Wetter gekostet. Wochenlang verschob man den ersten Start Tag um Tag. Auch für ein solches modernes Allwetter-Flugzeug braucht man für den ersten Test klare Sicht, die schließlich am 24. Dezember 1982 kam. Und der Jungfernflug verlief wie im Simulator, sogar besser, und man habe ihn, was außergewöhnlich ist, auf fast eine Stunde ausgedehnt.

Wladimir Terski macht gleich Vorbehalte. Als Versuchspilot traue er dem Frieden nicht, vor allem nicht dem Computer. Eine alte Luftfahrtweisheit bleibe unumstößliches Prinzip: Du mußt mit deinen Gedanken vor dem Flugzeug herfliegen. Und er formuliert es in dem Satz: „Du mußt einfach schneller denken als fliegen.“ So sei man auf das Überraschende gefaßt und könne schneller reagieren. Einschränkend fügt er hinzu: „Bei der An-124 blieb bisher die Überraschung aus.“

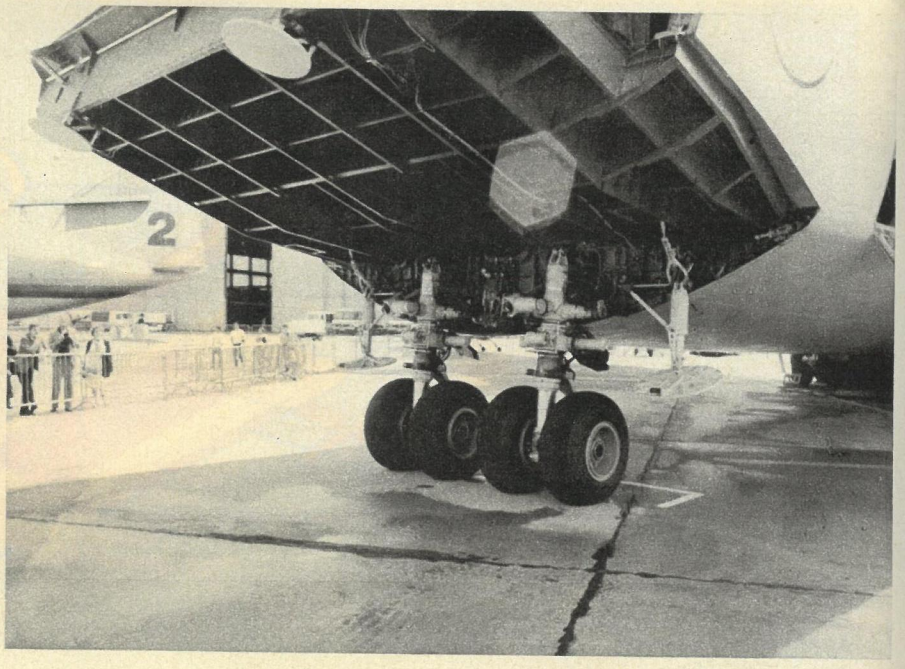
Wenn alles glatt weitergeht, wird „Ruslan“ im Herbst 1985 die staatliche Abnahmeprüfung bestehen: tauglich für den Aeroflot-Einsatz und die Serienproduktion, für die man die Vorbereitung getroffen und die eigentlich schon begonnen habe. So sicher sind sich die Antonowianer.

Für den Testpiloten ginge dann die Arbeit erst richtig los. Im nächsten Jahr muß „Ruslan“ die volkswirtschaftliche Bewährungsprobe bestehen. Wladimir Terski und seine Mannschaft werden dann mit vollbeladenen Maschinen irgendwo in der Tundra landen. Schon im zwölften Fünfjahrplan, dessen Direktiven auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU im Februar 1986 beschlossen werden, soll die AN-124 Aeroflot neuen Aufwind geben.

Konstrukteure am Monitor: „Wir entwerfen und zeichnen elektronisch“

Monsieur Ruslan nennen ihn jetzt die Franzosen, jenen bisher unbekannten Mann aus Kiew, der schlagartig im Rampenlicht steht, als die AN-124 in Le Bourget erscheint. Die Öffentlichkeit seiner Person macht ihn verlegen, und er geht, wo er nur kann, den öffentlichen Auftritten lieber aus dem Wege. Er ist kein Mann großer Worte und zieht es vor, sich im kleinen Kreis zu unterhalten. Monsieur Ruslan heißt Pjotr Wassiljewitsch Balabujew. Held der Sozialistischen Arbeit. Staatspreisträger. Fünfundfünfzig Jahre, fast dreißig davon Flugzeugbauer. Konstrukteur mit Leib und Seele, seit er das Charkower Luftfahrt-Institut ChAI als Diplomingenieur verlassen hat. Berufsmaxime: „Maschinen, die gut fliegen, sind die besten Dissertationen.“ Der Meisterschüler Oleg Antonows, des Vaters der AN-Flugzeuge, hat mit „Ruslan“ das Erbe in Kiew angetreten und führt jetzt als Generalkonstrukteur das Werk seines Lehrmeisters fort. Pjotr Balabujew: Ein Flugzeug wird nicht in einem Jahr und nicht nur für ein paar Jahre entwickelt. Es entsteht aus Erfahrung und Arbeit von Jahrzehnten und muß Jahrzehnte überdauern.

Von der Größenordnung her reicht die AN-124 über diese Zeitmaße hinaus. „Ruslan“ ist, an fünfzehn Fingern abzählbar, eine Maschine



Die Vorderbeine von „Ruslan“: Zwillings-Bugfahrwerk mit Doppelreifen direkt unter der abkippbaren Laderampe. Rad-Durchmesser: 1,12 Meter (Foto oben).

Die starken Hinterbeine von „Ruslan“: Doppelt bereifte Fünflings-Fahrwerke an beiden Rumpfseiten. Rad-Durchmesser: 1,27 Meter (Foto oben rechts).

Erinnerung an Le Bourget '85: Techniker-Crew der AN-124 (Foto links).

„Ruslan“ reckt die Nase hoch: So öffnet sich die riesige Bugluke des Kiewer Großraum-Transporters (Foto rechts).

für das einundzwanzigste Jahrhundert und damit für das dritte Jahrtausend. „Ruslan“ wird zum täglichen Erscheinungsbild volkswirtschaftlicher Luftfahrt gehören. Im hohen Norden und im Fernen Osten wird man ihn dann besser kennen als in Moskau und Kiew.

Pjotr Balabujew sagt in direktem Bezug auf „Ruslan“: Wenn wir viel investieren, dann müssen weniger Betriebskosten herauskommen. Wir wollen schließlich mehr, schneller und wirtschaftlicher befördern. Auch solche Güter – von Ausmaß und Gewicht her –, die als nicht luftreisefähig galten.

Bei solchen Projekten wie „Ruslan“ wird in vielschichtigen technischen und volkswirtschaftlichen Zusammenhängen gedacht. Im Hinterkopf die fundamentale Marxsche Erkenntnis, daß jede Ökonomie letztendlich zur Ökonomie der Zeit drängt.

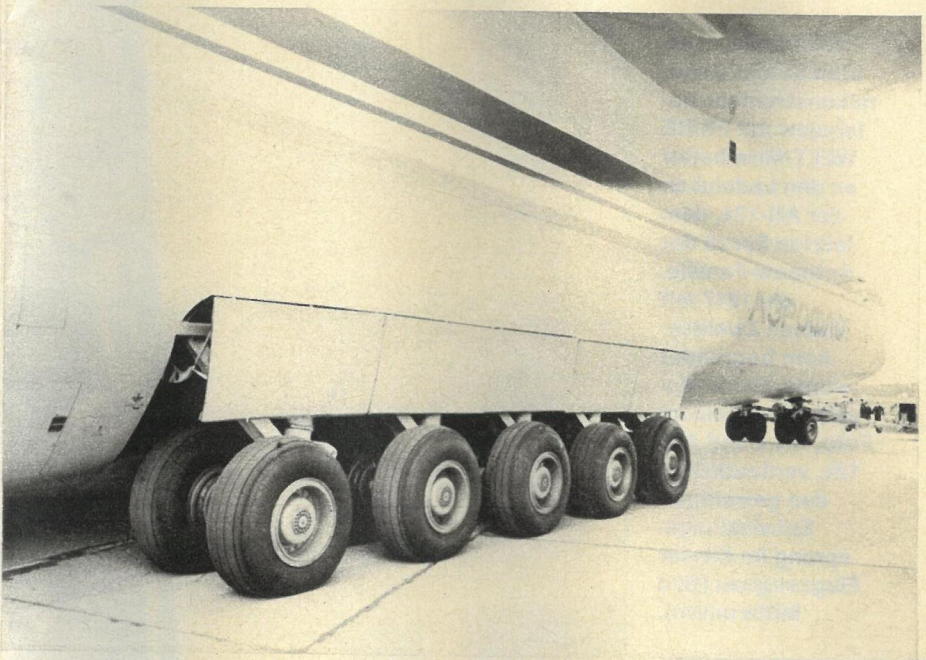
Generalkonstrukteur Balabujew läßt das nicht im allgemeinen bewenden: „Die AN-124 ist dreimal produktiver als die AN-22. Die Selbstkosten und der Kraftstoffverbrauch sind dabei dreimal geringer.“ Das spricht sich so leicht dahin, aber was ging alles diesem Resultat voraus! Balabujew macht es deutlich: „Wir mußten eine ganze Serie von Problemen lösen, in einem Ausmaß, das es zuvor noch nie in der Luftfahrtindustrie gegeben hat. An der Entstehung von ‚Ruslan‘ beteiligten sich mehrere tausend Kollektive. Die Kooperation erreichte ein Niveau, wie wir es uns nur in den kühnsten Träumen erhofften.“

Es gab also ein Komplexprogramm, als vor acht Jahren das Projekt „Ruslan“ ins Auge gefaßt wurde?

Sowohl von wissenschaftlich-technischer als auch von ökonomischer Seite. Antonows Nachfolger erläutert: „Es gab ein umfassendes Programm mit folgenden Hauptbestandteilen: Superkritische Aerodynamik, Antrieb, Ausrüstung und Masse.“ Mit der sogenannten superkritischen Aerodynamik fand man die Lösung für den widerstandsarmen, auftriebsreichen Flügel, der treibstoffsparend wirkt. Um den Punkt „Masse“ drehte sich alles, was gewichtsreduzierend und fertigungsmäßig vorteilhaft war. Neuartige Aluminiumlegierungen, Titanplanken, Bauteile aus Glasfiber-Verbundwerkstoffen, aus Karbonfaser, die besonders leicht, formbar und stabil sind.

„Wir kehrten dem Reißbrett den Rücken“, sagt Pjotr Balabujew. Wer Computer ins Flugzeug installiert, soll Flugzeuge mit Hilfe von Computern projektieren. „Jetzt müssen wir elektronisch entwerfen und zeichnen, sonst rennt uns die Zeit davon“, erläutert der neue Generalkonstrukteure. Sämtliche Entwurfsskizzen, sämtliche Bauzeichnungen entstanden im Computer, wanderten über die Bildschirme, wurden elektronisch korrigiert, gespeichert und bis in die Montagehallen, bis an die Werkbänke für den Bau der Prototypen übermittelt. Mit einer Genauigkeit, die auf dem Reißbrett mit den üblichen Blaupausen nie erreicht würde.

Hochtechnologie, verbunden mit vielen Erfindungen und Patenten, ist in Kiew kein Schlagwort mehr. „Ruslan“ empfiehlt sich als Demon-



strationsobjekt, das veranschaulicht, wie man zeitsparend und sinnvoll konstruiert, ein Projekt komplex in Angriff nimmt und für eine komplizierte Maschine neue Fertigungsmethoden entdeckt. „Ruslan“ könnte sogar das allgemeine Lehrbeispiel sein, wie eine der Hauptaufgaben, die Partei- und Staatsführung der UdSSR an Forschung und Produktion stellen, gelöst werden kann: Orientieren auf Hochtechnologie und schnelles Überführen von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, Erfindungen und Herstellungsverfahren in die Praxis.

Generalkonstrukteur Balabujew und sein Kollektiv glauben, daß sie Mitte der achtziger Jahre eine Maschine geschaffen haben, die über den Jahrtausendwechsel ein Wechsel auf die Zukunft ist.

Neues Land in Sicht: „Wir fliegen dorthin, wo es noch keine Straßen und Flugplätze gibt“

Der Konstrukteur hat keine Vision. Er schaut nicht aus einem Elfenbeinturm in die imaginäre Ferne. Er schaut in die Ferne des Fernen Ostens und hohen Nordens, denkt an die Zukunft kommender Pläne und Projekte, die in der UdSSR ins nächste Jahrtausend reichen.

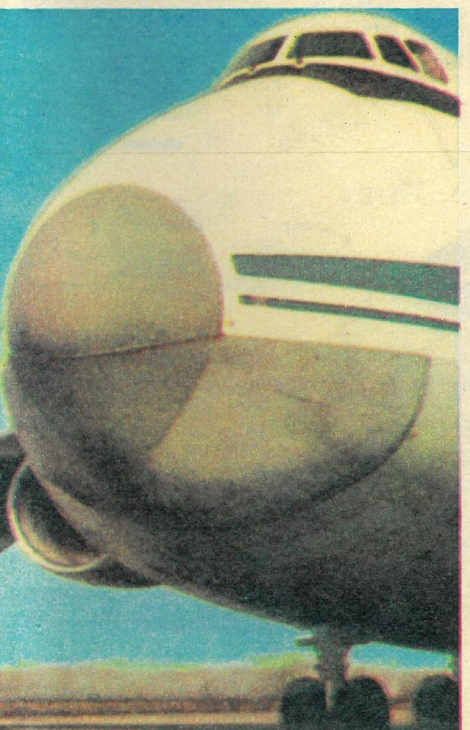
Das Programm „Sibir“, für die Dauer von Jahrzehnten entworfen, war die eigentliche technische Herausforderung für die Antonowianer.

Pjotr Balabujew formuliert es so: „Sibirien wartet auf den Nachfolger von ‚Antäus‘.“ Ehe „Ruslan“ durchkonstruiert wurde, hieß es, Antwor-

Der Sagenhafte

ten zu finden auf folgende Fragen: Was muß alles befördert werden? Wohin müssen die Lasten gebracht werden? Und wieviel kann man wie weit fliegen? Das heißt:
Inventur der bisherigen geologischen Schürfwerkzeuge und Prognose künftiger Bodenerkundungsgeräte. Analyse der Gewichte und Abmessungen von Kraftwerksanlagen, Pipeline-Segmenten, Fertighäusern, Baggern, Kränen, Kippern ... Fünf Parameter werden geprüft: Gewicht, Volumen, größte Breite, größte Höhe und Gesamtlänge. Die Computer erhalten das Datenfutter. Und schließlich findet man den goldenen Schnitt für den Frachtraum der AN-124: 6,4 Meter Breite, 4,4 Meter Höhe, 36,5 Meter Länge, über eintausend Kubikmeter Volumen.
Pjotr Balabujew konstatiert: „Die Kabine eignet sich zur Aufnahme von mehr als drei Viertel aller technischen Anlagen, die für die erste Aufbauphase in neu zu erschließenden Gebieten verfügbar ist."
Aus weiteren Kalkulationen, Triebwerke, Aerodynamik und Statik berücksichtigend, erhält man die größtmögliche Last, die an Bord von „Ruslan" gehievt werden kann, sowie den Aktionsradius mit voller und reduzierter Zuladung. Einhundertfünfzig Tonnen schleppt „Ruslan" über Distanzen von viertau-

Gespräche im ersten Stock: Generalkonstrukteur Balabujew mit FREIE WELT-Mitarbeiter an den Ladeluken der AN-124, dem letzten Sproß der Antonow-Familie, die 1947 mit kleinen Zweidekkern begründet wurde. Beide Maschinen auf einem Foto, AN-2 und AN-124, verdeutlichen den gewaltigen Entwicklungssprung im Kiewer Flugzeugbau (Bild Mitte unten).



sendfünfhundert Kilometer in fünfeinhalb Stunden.

Jetzt werden Reichweiten und Nutzlasten auf die Landkarten projiziert. Startpunkte eingezeichnet, dort, wo die Produzenten der sibirischen Technik zu Hause sind. Von Kiew mit voller Nutzlast bis über den achtzigsten Breitengrad hinauf und bis zum 110. Längengrad, nach Zentralsibirien bis Krasnojarsk, Bratsk. Von Moskau nonstop bis zur Lenamündung, von Swerdlowsk bis zu den Inseln im Ostsibirischen Meer und zur Indigirka. Von Nowosibirsk bis Pewek und Magadan, von Irkutsk bis nach Kamtschatka.

Pjotr Balabujew nennt ein erstaunliches Resultat: „Unsere Maschine kann auch vom Gewicht her achtzig Prozent aller Güter aufnehmen, die für die Erschließung neuer Gebiete im hohen Norden und im Fernen Osten gebraucht werden."

Damit es kein bloßes Rechenergebnis bleibt, müssen die Ingenieure noch mehr tun: Navigationssysteme, die unabhängig von den Funkfeuern der Luftstraßen den rechten Kurs weisen, für „Ruslan" entwickeln, ein geländegängiges, robustes Fahrwerk entwerfen, das Start und Landung auf Frostboden, auf Schnee und Eis ermöglicht.

Pjotr Balabujew nennt die Forderung, die erfüllt werden mußte: „Mit einhundertfünfzig Tonnen dorthin fliegen, wo es noch keine Straßen und Flugplätze gibt."

„Ruslan" wird gewissermaßen zur Lokomotive, die in Regionen ohne Verkehrsadern die Industrialisierung vorantreibt. Über zwei Millionen Rubel müßten hier für einen einzigen Kilometer Schiene oder Straße verbaut werden. Allein diese Summe unterstreicht, was „Ruslan" wert ist.

Fracht vor Ort. Direkt neben die Baustelle. Eben dorthin, wohin es die Menschen zieht, wenn sie das Neuland-Abenteuer suchen. Dorthin, wo Arbeiter, Ingenieure und Wissenschaftler noch Pioniere sind und sich im Kampf mit den Naturgewalten und Planterminen messen. Dorthin, wo es auch noch für die Antonow-Besatzungen Abenteuer gibt.

Fotos: Nowosti; TASS; Awiaexport; GIFAS; Jean-Michel Christian

● Wörtlich

Ich meine, daß im Interesse beider Seiten eine Einigung über die Rüstungskontrolle erreicht werden muß, die den Faktor der gegenseitigen Sicherheit bei bedeutender Verringerung der Anzahl der Sprengköpfe stärken würde. Gleichzeitig müßte der politische Dialog geführt werden, er würde helfen, die Destabilität zu überwinden und das Risiko einer politischen Konfrontation zwischen unseren Großmächten zu verringern.

Robert McNamara, ehemaliger Verteidigungsminister der USA

● Kurz berichtet

Ein Stickstofflasersystem, entwickelt von Physikern der Sofioter Universität und ihren Moskauer Kollegen, kann Verunreinigungen des Wassers quantitativ wie qualitativ messen. Der Laserstrahl durchdringt die Wasserprobe und läßt die darin enthaltenen Stoffe floureszieren. Nach dem Spektrum werden die Art und der Grad der Beimischungen bestimmt.

Radshen Tschanturija, 70jähriger Lehrer aus dem Dorf Gali bei Suchumi, hat sich von seiner abchasischen Heimat aus auf den Weg gemacht, um bis zu den XII. Weltfestspielen Moskau zu erreichen – zu Fuß. Tschanturija hat nicht geringe Erfahrungen: 1980 wanderte er zu den Olympischen Spielen nach Moskau, und 1981 besuchte er innerhalb von 52 Tagen alle Hauptstädte der Kaukasus-Republiken.

Ein neuer Hafen entsteht in der rumänischen Stadt Bessarabi am Donau-Schwarzmeerkanal. Zu der Anlage gehört auch eine Werft für die Reparatur von Flußschiffen.

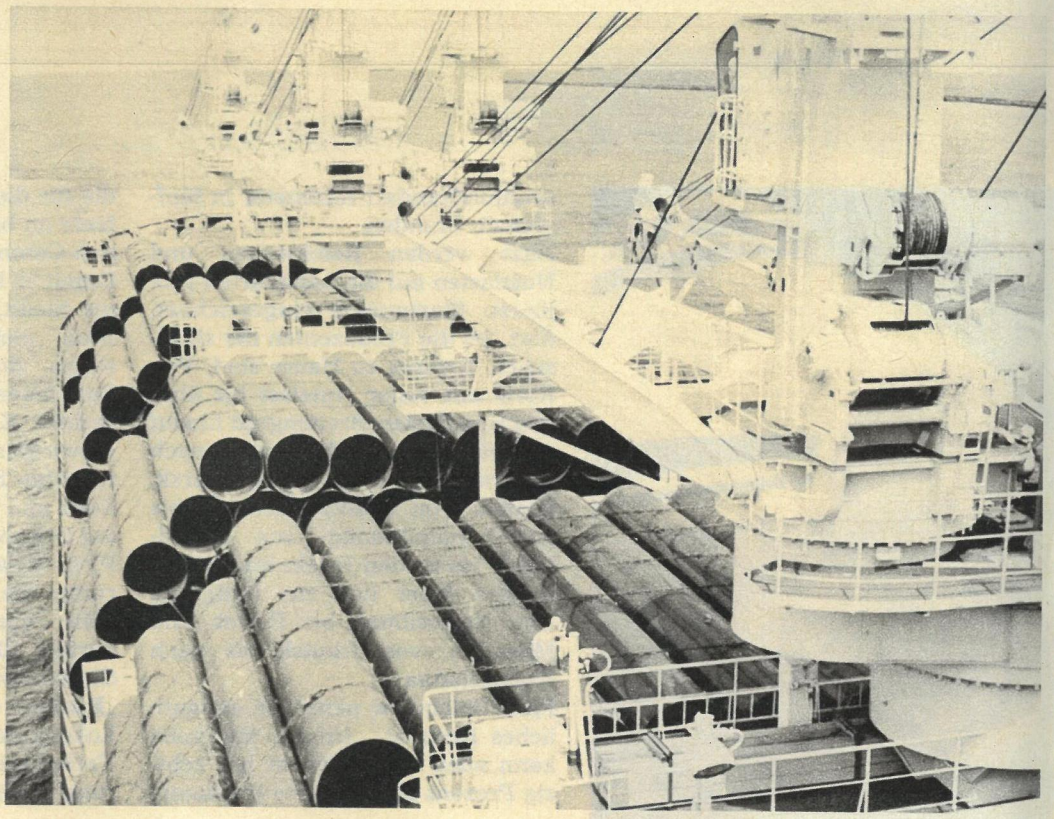
Tausende Zeichnungen von Schülern erhält das Sowjetische Komitee zur Verteidigung des Friedens. Diese hier kam aus der 1. Schule der Stadt Sosnogorsk in der Komi ASSR.

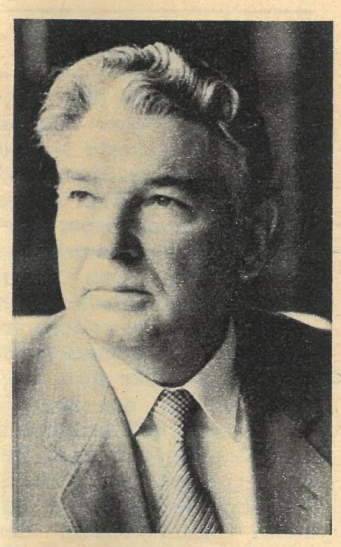
Saison auf Nordrouten

Die Sonne brach das Eis der Ströme – wie alle Jahre: erst spät im Mai. Gewaltige Eisfelder trieben den Ob, Jenissej und die Lena hinab zum Meer. Polarsommer im hohen Norden – Hochsaison für die sibirische Binnenschiffahrt und die Seeflotte auf dem Nördlichen Seeweg. Selbst durch die Nächte verharrt nun die Sonne, und zwar bis Ende Juli. Über dem Horizont spendet sie diffuses Licht hoch überm Polarkreis: in Siedlungen, Städten, auf Strömen und dem Meer. Von den rund 80 Millionen Tonnen Ladung (vergleichsweise die siebenfache Transportmenge der gesamten DDR-Hochseeflotte), die von den „Morflot"-Schiffen der UdSSR in der Küstenfahrt befördert werden, nimmt der überwiegende Teil seinen Weg über die Nordrouten. Murmansk und Archangelsk sowie Wladiwostok und Nachodka bilden die Basishäfen für die Versorgung des hohen Nordens über den rund 8000 Kilometer langen Nördlichen Seeweg. Zwischen Murmansk, der Jenissej-Bucht und dem Erzhafen Norilsk trotzt die UdSSR-Eisbrecher-Flotte den Naturgewalten bereits eine ganzjährige Navigationsperiode ab. Nur während der Treibeisphase ist sie beispielsweise in Norilsk für wenige Tage unterbrochen, weil Hochwasser und Eisstau dazu zwingen, die Krane zeitweilig höher aufs Ufer zu versetzen. Seit im Herbst vor zwei Jahren 70 Schiffe überraschend von gewaltigen Eismassen in der Tschuktschen-See eingeschlossen wurden, was zum Verlust der „Nina Sagajdal" führte und einigen anderen Frachtern empfindliche Schäden eintrug, zogen Experten den Schluß, daß es bis auf weiteres noch sicherer ist, die Polarstädte und -siedlungen vorzugsweise in der West-Ost-Richtung über den Nördlichen Seeweg zu versorgen. Während der besonders arbeitsreichen, kurzen Sommer-Saison treten vor allem auch die 27 Murmansker UL-ESC-Eismeerfrachter – die vereint eine Tragfähigkeit von rund 500 000 Tonnen repräsentieren –, gebaut von der Warnemünder Warnowwerft (Bild oben: „Kapitän Zirul", Bild unten: „Tim Buck"), wieder ausschließlich auf den Nordrouten in Aktion. Partnerschaft auf dem Meer, übers Meer – bewährt auch beim Erschließen der Schätze Sibiriens und beim Bezwingen des hohen Nordens, von dem man weiß, daß er eine der größten Schatzkammern der Zukunft darstellt …

Helmuth Pelzer

Fotos: VEB Kombinat Schiffbau, Archiv Strobel





Im Zeichen des Regenbogens

Auskünfte für FREIE WELT gab Michail P. Trunow, Präsident des Zentralverbandes der Konsumgenossenschaften der UdSSR, Mitglied des ZK der KPdSU, Vizepräsident des Internationalen Genossenschaftsbundes (IGB)

– Das Exekutivkomitee Ihrer Organisation tagte erstmals in der Hauptstadt der DDR. Worum ging es?

– Der IGB hat 500 Millionen Mitglieder in 60 Ländern, die in den verschiedensten Genossenschaften organisiert sind: in Konsumgenossenschaften, Kredit-, Versicherungs-, Handwerker-, Landwirtschafts-, Wohnungsgenossenschaften und anderen. Das Exekutivkomitee, dem 16 Mitglieder angehören, beriet in Berlin über die Aufgaben in nächster Zukunft. In erster Linie beschäftigte es sich mit Fragen, wie der IGB auf die Sicherung des Friedens Einfluß nehmen kann, wie wir den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt der Arbeiter aller Länder fördern und besonders die Genossenschaften in den sich befreienden Ländern. Auf der Tagesordnung standen auch Fragen, wie der Internationale Genossenschaftsbund das von der UNO proklamierte Jahr des Friedens und der Jugend unterstützen kann.

– Welche Rolle spielen die Verbände der sozialistischen Länder in der Weltorganisation der Genossenschaften, die sich unter einer Fahne in Regenbogenfarben zusammengeschlossen haben?

– In einem Monat begeht der IGB sein 90. Jubiläum. Schwere Prüfungen hatte der Genossenschaftsbund seit seiner Gründung zu bestehen. Aber selbst in den Krisenzeiten wie in der vom Imperialismus entfalteten Periode des kalten Krieges konnte der IGB seine Einheit bewahren. Und hierin sehe ich ein großes Verdienst der Genossenschafter der sozialistischen Länder, die zur Erhaltung der Geschlossenheit der internationalen Genossenschaftsbewegung beigetragen haben. Vor allem haben diese Verbände in den letzten Jahren die Kontakte zu fortschrittlichen demokratischen Organisationen erweitert, so daß der IGB heute an verschiedenen Foren und Konferenzen von Friedenskräften teilnimmt.

– Welche Aufgaben haben die Konsumgenossenschaften in der Sowjetunion?

– Konsumgenossenschaften entstanden bereits in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts im damaligen zaristischen Rußland. Um die Jahrhundertwende breiteten sie sich massenhaft aus. Ihre volle Entfaltung allerdings erhielten sie erst nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Heute ist der Zentralverband der Konsumgenossenschaften der UdSSR – Zentrosojus – ein wichtiges Kettenglied im politischen und wirtschaftlichen System der Sowjetgesellschaft.
Insgesamt vereint er 60 Millionen Personen; in ihren Organisationen und Betrieben arbeiten über drei Millionen Menschen. Ihre Tätigkeit umfaßt den Handel mit Waren des Bevölkerungsbedarfs auf dem Dorfe sowie in kleinen Städten, die Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten in Großstädten und Industriezentren, den Ankauf von Obst und Gemüse, Fleisch, Eiern und Milch, sowie auch die Warenproduktion in eigenen Industriebetrieben, z. B. Tierzucht, Mast von Vieh und Geflügel... Wichtigste Aufgabe der Konsumgenossenschaften ist es, mitzuhelfen, das Lebensmittelprogramm in unserem Lande zu erfüllen. Dabei nutzen wir alle Möglichkeiten zur Beschaffung und Verteilung von landwirtschaftlichen Produkten. Im vergangenen Jahr hat sich der Warenumsatz des städtischen kooperativen Handels um 11 Prozent erhöht. Im ersten Halbjahr 85 allein schon um 9 Prozent. Gegenwärtig arbeiten wir Zielprogramme für den 12. Fünfjahrplan aus. Mit ihrer Hilfe soll sich die Versorgungsqualität wesentlich erhöhen. Dabei wollen wir verstärkt neueste Erkenntnisse und Mittel der Wissenschaft und Technik für die genossenschaftliche Tätigkeit nutzbar machen.

Interview:
Hajo Obuchoff

Lehren und Leistungen

Mit Fug und Recht zählt man ihn zu den Aktivisten der ersten Stunde: Heinz Danz (Foto unten). Als blutjunger Mann erlebte er die bitteren Jahre des Krieges und seine Folgen am eigenen Leib. Dieses Grunderlebnis prägte ihn. Alles zu tun für die Freundschaft zu dem Land, dem in deutschem Namen so großes Leid zugefügt wurde, das sind keine leeren Worte für Heinz Danz. Danach handelt er. Der aus bürgerlichem Hause stammende Finanzwirtschaftler schloß sich vor vierzig Jahren der gerade erst am 5. Juli 1945 gegründeten Liberaldemokratischen Partei Deutschlands an. Damit begann der bewußte Weg des jungen Liberaldemokraten, der eng mit dem Aufblühen unserer Republik und der Entwicklung der LDPD zu einer im und für den Sozialismus wirkenden Partei verbunden ist. Folgerichtig auch sein Schritt, als er 1948 in die damalige Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion eintrat. Der Freundschaftsgesellschaft ist er bis heute eng verbunden. Neben seiner langjährigen Funktion als ehrenamtlicher LDPD-Kreissekretär, als Schöffe und als Stadtverordneter in Erfurt wirkte Heinz Danz auch als stellvertretender Vorsitzender des DSF-Stadtbezirksverbandes Erfurt-Süd. Eine neue Etappe in seinem Leben begann 1961. Damals übertrug der Rat der Stadt ihm die Leitung eines Reinigungsbetriebes, der heute als VEB Nowotex einen guten Ruf auch über die Grenzen des Thüringer Bezirks genießt. Mit seinen 140 Kollegen gelang es Heinz Danz, inzwischen Textilreinigungsingenieur, nicht weniger als 53mal das Prädikat Qualitätsstufe 1 des Amtes für Standardisierung, Meß- und Warenprüfung zu erhalten. Im Rahmen des RGW-Wettbewerbs 1984 errang die Brigade „Erna Listemann" aus seinem Betrieb die Bewertung als bestes Kollektiv der DDR in der chemischen Reinigung. Wer in Erfurt von Nowotex spricht, der lobt nicht nur die fachlichen Vorzüge des Betriebes, sondern erwähnt meist auch seine engen Beziehungen zu dem Partnerbetrieb im litauischen Vilnius. Seit nunmehr 15 Jahren besteht diese Verbindung. Heinz Danz hat wesentlichen Anteil daran. Seitdem er 1971 zum ersten Mal mit einer Betriebsdelegation in die Hauptstadt Sowjetlitauens fuhr, treffen heute regelmäßig Arbeiter von Nowotex mit Kollegen der chemischen Färberei „Svara" aus Vilnius zusammen. Und dabei wird nicht nur geplaudert, sondern es springen handfeste Ergebnisse heraus. Die Erfurter zum Beispiel erhielten in Vilnius Anregungen, ihre eigene Technik noch rationeller einzusetzen, und die Freunde von „Svara" nahmen Tips mit nach Hause, wie Zelte besser gereinigt werden können. Heinz Danz, der für seine aktive Freundschaftsarbeit mit der Ehrennadel der DSF in Gold geehrt wurde, konnte in den Maitagen wiederum seine Freunde aus Vilnius in der Blumenstadt begrüßen. Nicht nur Blumen wurden überreicht, sondern ein neuer, weiterreichender Freundschaftsvertrag, in dem ein regelmäßiger Arbeiteraustausch eingeschlossen ist, wurde verabschiedet.

Wolfgang Leißling

Energie fließt über Grenzen

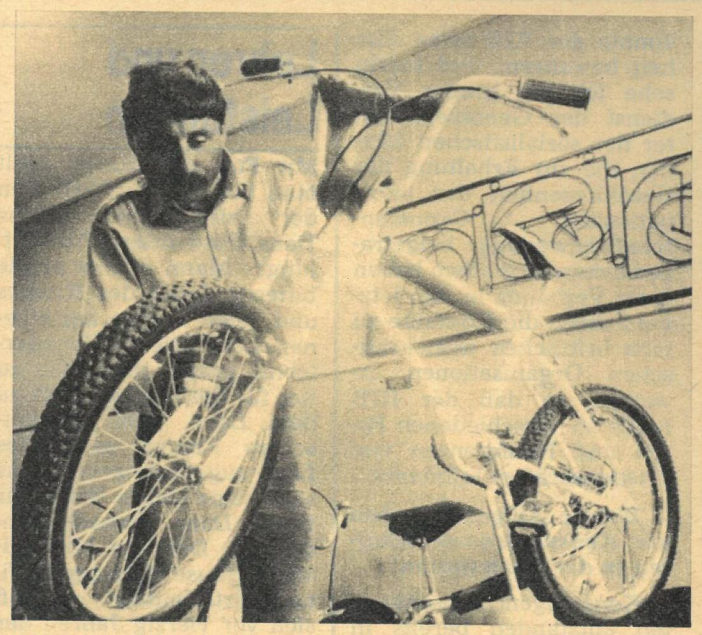
In zügigem Tempo entwickeln die Partnerländer des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe, deren nationale Energiewirtschaften miteinander verbunden sind, ihre Kraftwerkskapazitäten und die Stromerzeugung. Anschaulich zeigt das der Vergleich: Als Anfang der 60er Jahre in Prag die Zentrale Dispatcherverwaltung (ZDV) ihre Arbeit aufnahm, brachten die europäischen RGW-Länder Bulgarien, ČSSR, DDR, Polen, Rumänien und Ungarn rund 25 000 Megawatt Kraftwerksleistung in den Verbund ein. Inzwischen haben allein sie ihre Energie-Kapazitäten auf etwa 102 000 Megawatt erhöht, das heißt mehr als vervierfacht. Hinzuzurechnen sind die von der UdSSR ab 1963 angeschlossenen Kraftwerke ihres Verbundsystems Süd, womit das gekoppelte Potential insgesamt über 150 000 Megawatt beträgt. Ebenso augenfällig zeigt die Stromerzeugung der sieben ZDV-Partner das rasche Vorankommen: Während seinerzeit rund 420 Milliarden Kilowattstunden zu Buche schlugen, nähert sich die Jahres-Energiemenge zusehends der Grenze von 2000 Milliarden Kilowattstunden. Über eine Reihe von Zwischensystemleitungen vereint der internationale Verbund derzeit mehr als 600 Kraftwerke – sinnfälliger Ausdruck der sozialistischen Arbeitsteilung, die bedeutende ökonomische Effekte bringt. Denn sie ermöglicht die gegenseitige planmäßige Lieferung von Elektroenergie und erlaubt, unterschiedliche Belastungsverhältnisse vorteilhaft für den Stromaustausch zu nutzen (insgesamt im Jahre 1984: rund 39 Milliarden Kilowattstunden) sowie die notwendigen Reserveleistungen in den nationalen Energiesystemen geringer zu halten, wodurch Investitionen gespart werden. Überdies erhöhen sich Wirtschaftlichkeit und Versorgungszuverlässigkeit. Zu den leistungsstarken Fernleitungen Winniza/UdSSR – Albertirsa/VR Ungarn, Kernkraftwerk Chmelnizki/UdSSR – Rzeszów/VR Polen, die Strom mit einer Spannung von 750 Kilovolt führen, wird schon in naher Zukunft eine weitere Leitung gleich hoher Übertragungsspannung vom Kernkraftwerk Südukraine – über Rumänien – zur Dobrudscha im Nordosten Bulgariens die Energie-„Brücke" schlagen. *Helmuth Reich*

Das Wunder im Haifisch-Meer

Sie verfluchen die Stunde, da sie ihren Fuß auf diesen „Seelenverkäufer“ setzten! Noch am Morgen, als das Rote Meer glatt und friedlich in der prallen Sonne glitzerte, glaubten Dutzende Saisonarbeiter aus dem Sudan dem Versprechen, am Abend desselben Tages im saudiarabischen Djidda zu sein. Plötzlich, mitten auf dem weiten Meer, streikt der Diesel des alten überladenen Fischkutters, und zu allem Unglück bricht aus heiterem Himmel ein mächtiger Sturm los. Das salzig-warme Wasser türmt sich haushoch. Jeder Brecher, der über der Nußschale niedergeht, droht die Unglücklichen über Bord zu

spülen. Das Rote Meer wimmelt von Haien... Halb wahnsinnig vor Angst, klammern sich die Männer an jeden Halt, und sei es nur die zerfetzte Kleidung des Nebenmannes. Da geschieht das herbeigeflehte Wunder! Ein Frachtschiff taucht auf, pflügt durch die wie von Furien gepeitschte Wasserwüste, hält auf die Todgeweihten zu. Der Kapitän des sowjetischen Frachters „Ernst Thälmann“ beschreibt es später so: „Der Zwischenfall ereignete sich im südlichen Teil des Roten Meeres. Unser Schiff mit Expreßgut an Bord lag auf Kurs: Bestimmungshafen Bangkok. Ein starker Sturm kam auf. Um 12.15 Uhr Ortszeit bemerkte der wachhabende Matrose ein kleines, 13 bis 15 Meter langes hölzernes Fischerboot. Aber das beeindruckendste war, daß das Deck buchstäblich mit Menschen überladen war...“ 136 Sudaner fuchteln mit den Armen, die Gefahr fast vergessend: Hierher! Das Schiff nähert sich auf Rufweite. Zwei Rettungsbarkassen werden ausgefiert, und wenig später tanzen die Bergungsboote über die Wellenberge. Kaum drehen sie längsseits bei, springen einige Dutzend Verzweifelter über und bringen so die Rettungsboote beinahe zum Kentern. Die „Kovry“, der inzwischen leckgeschlagene Kutter, ist rettungslos verloren. Fünfzehn Minuten später: Die letzten Sudaner, schon völlig entkräftet, werden eben von den Matrosen des Frachters an Deck gehievt, da reißt ein Brecher das rissig-hölzerne Wrack in die Tiefe. Mit weit aufgerissenen Augen starren einige der Geretteten, die sich noch auf den Beinen halten können, in die Gischt. Die meisten ihrer Brüder liegen auf den Planken an Deck. Reglos. Matrosen huschen zwischen ihnen umher, flößen einigen Süßwasser ein, klopfen anderen die Wangen. Dicke windschützende Decken wärmen die strapazierten Gestalten. Der Arzt untersucht die Schiffbrüchigen. Die Verständigung ist mühsam. Einer der Geretteten jedoch radebrecht englisch. Als später in Djidda das sowjetische Motorschiff ablegt, stehen die geretteten Männer auf der Pier. Sie winken der „Ernst Thälmann“ lange nach. Viele liegen auf den Knien und beten. Langsam entschwindet das Schiff mit der roten Flagge am Heck ihren Blikken...

Volker Hempel
(Nach Informationen aus „Iswestija“)

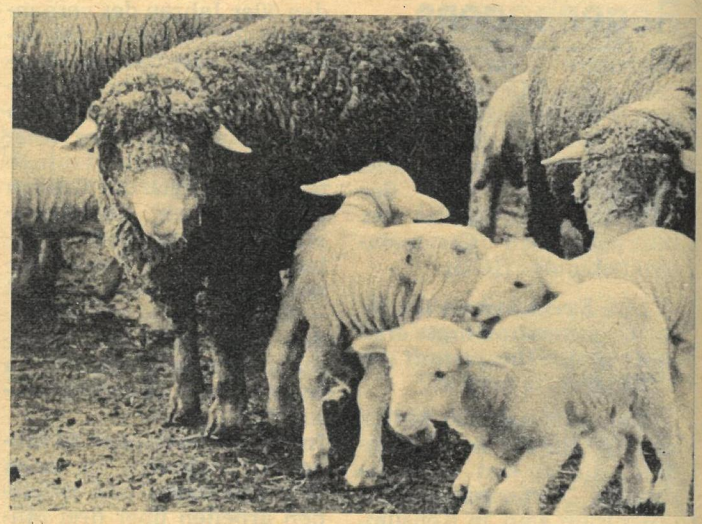


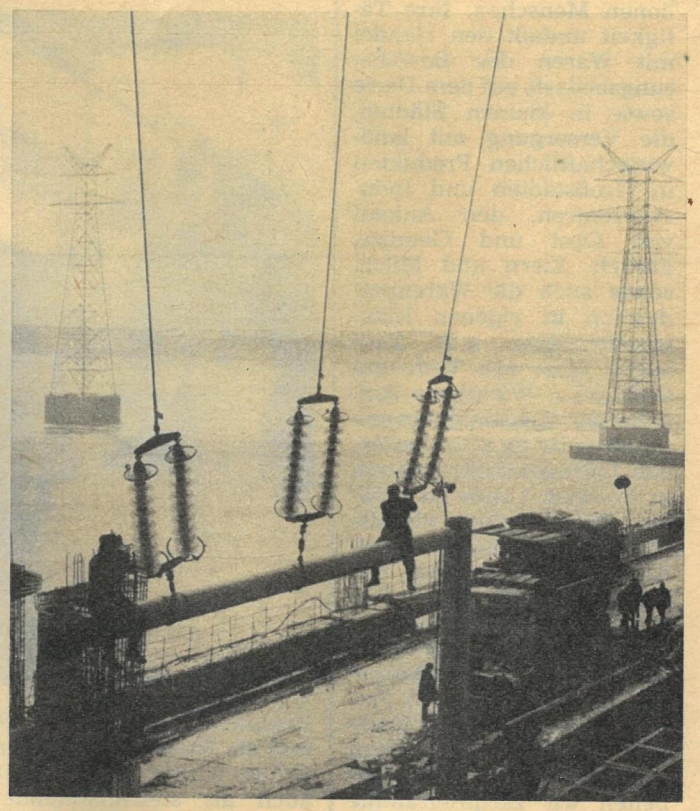
Goldmodell

Im Fahrradwerk der nordmährischen Stadt Sobotín wird dieses robuste Modell gefertigt. Mit der Konstruktion und Produktion dieses für den Geländesport gedachten Rades kommen die Fahrradbauer den Wünschen der Liebhaber von Trial- und Crosswettbewerben entgegen. Bislang mußten die Sportler ihre Spezialräder, die auf komplizierten Strecken über Stock und Stein sehr starken Belastungen ausgesetzt sind, in der Mehrzahl selbst basteln. Erster Erfolg der „Drahtesel“: Goldmedaille bei der Internationalen Konsumgütermesse von Brno.

Musterherde

Einen guten Start in das Weidejahr hatten die Viehzüchter vom Versuchsgut des Instituts für Landwirtschaft „Wassil Kolarow“ im bulgarischen Ort Woiwodino. Ihre Herde von 200 Eliteschafen brachte 289 Lämmer zur Welt – ein Beitrag zur Erfüllung ihres Vorhabens, Milch, Wolle und Jungtiere über den Plan hinaus zu liefern. Erweiterung der Schafzucht, Nutzung von Bergwiesen wurden zu landesweiten Aufgaben erklärt.





Strombarriere

Die Arbeiten am rumänisch-jugoslawischen Donau-Stausystem „Eisernes Tor II“ bei Orşova nähern sich ihrem Abschluß. Auf der rumänischen Seite ging bereits der erste Turbinensatz des Wasserkraftwerkes in Betrieb; bis Jahresende werden beide Stationen mit je acht Aggregaten zu jeweils 27 Megawatt an den Landesnetzen sein. Während der Bauarbeiten lief der Schiffsverkehr in vollem Umfang weiter. Durch die Schleuse am rumänischen Ufer wurden über 1500 Fahrzeuge befördert.

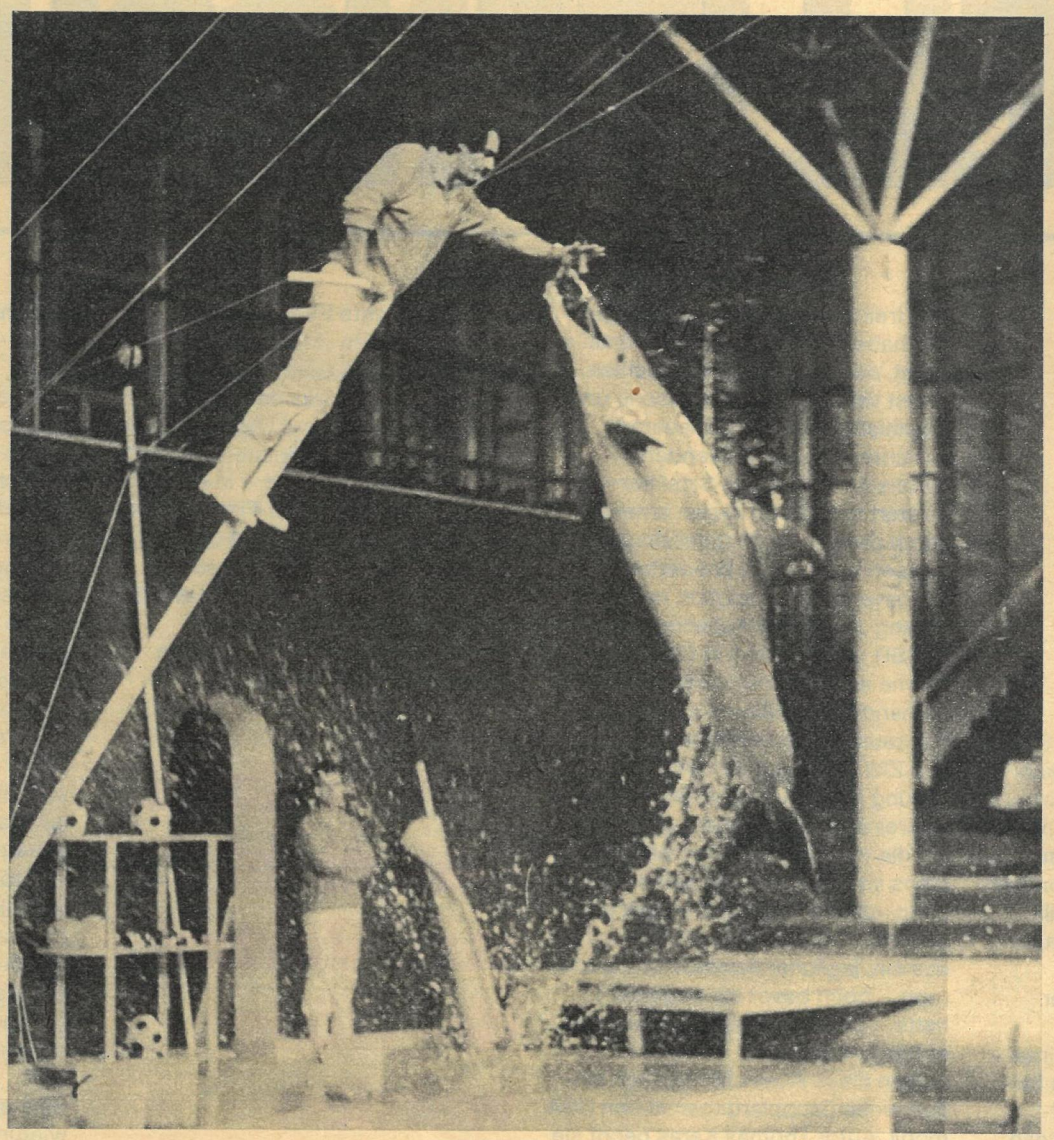
Wunderkind

Pham Vu Hoang aus dem Dorf Thai Nguyen in der vietnamesischen Provinz Bac Thai, nördlich von Hanoi, ist erst dreieinhalb Jahre alt. Trotzdem beherrscht der Sohn eines Offiziers der Vietnamesischen Volksarmee bereits einfache Rechenaufgaben. Ebenso liest er in der Zeitung und schreibt besonders gern mit Kreide auf Mutters Küchentisch. Gelernt hat der Junge bei seiner Schwester, der er bei den Hausaufgaben über ihre Schulter schaute.

Spuk in der Redaktion

Ein dubioses kleines Blatt hält die Bundesrepublik in Atem. Da schreibt ein Jungfaschist im „Schlesier" ein Kriegsszenarium für die Bundeswehr, die im Vormarsch auf die sowjetische Grenze ein Deutschland in den Grenzen von 1937 zusammenbosselt. Die Berufsvertriebenen, vornan Herr Hupka, schütteln milde mit den Köpfen ob solcher Entgleisungen. Da muß es in den Redaktionsstuben wohl klabautern. Der Exorzist Hupka hatte seine Beschwörungen, ein solcher Lapsus sei ihm unverständlich, kaum ausgesprochen, da geisterte es schon wieder in dem Blättchen. In einem Artikel wurde dem Bundespräsidenten von Weizsäcker vorgehalten, er habe in seiner Rede zum 8. Mai „Deutschland" einen schlechten Dienst erwiesen. Wer vom Tag der Befreiung spricht, solle gefälligst in die Bücher rechter Machart schauen, in denen die Alliierten der Antihitlerkoalition als „Kriegstreiber" bezeichnet werden. Hupka und Co. machten eine verschämte Ehrenbezeugung in Richtung Bundespräsident, von den neonazistischen Anwürfen jedoch nahmen sie nichts zurück. Die Redaktionsgeister faßten Mut, denn nun wußten sie, daß sie im besten Einvernehmen mit ihren Oberen spuken. „Wir geben nicht auf" hieß ihre neue Attacke. „Hiermit sei aufgezeigt: Jeder, der sich jetzt herbeiläßt, von der Volksrepublik Polen verwaltetes deutsches Land zum Aufbau einer kommunistischen Kolchose oder Erweiterung seines Betriebes zu übernehmen, muß damit rechnen, eines Tages das mühsam aufgebaute Anwesen ohne jeden Rechtsanspruch auf Entschädigung wieder zu verlieren." Was heißt: Wir kommen wieder! „Wer für Schlesien arbeitet, arbeitet für einen langen Zeitraum", sagte Hupka und tat kund, daß neben „Geburts- und Abstammungsschlesiern" auch die „Bekenntnisschlesier" willkommen sind im Bund der Gestrigen, wie es das letzte Schlesiertreffen gerade zeigte. Der Pfuhl soll nicht austrocknen. Ohne uns läuft nichts mehr, verkünden sie. In der Tat vermerkt man das schwergewichtige Mitspracherecht der Hupkas und Dreggers. „Der Schlesier" darf munter weiterspuken.

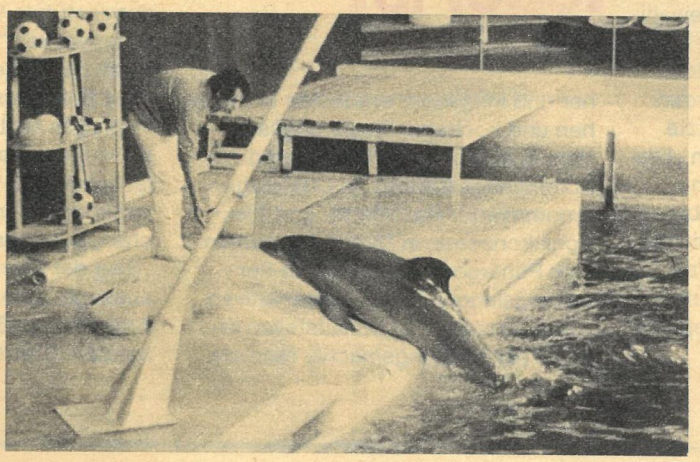
Hans Bergmann



Spanier im Schwimmbassin

„Nun komm' schon Pippi, spring!" Geduldig lockt Trainer Georgi Burshew die neunjährige Delphindame. Allerdings von der drei Meter hohen Leiter, die etwas schräg über den Beckenrand ragt. In seiner Hand baumelt ein Fisch. Ein kühner Sprung wird von Pippi erwartet, die dreht aber vorerst scheinbar ungerührt ihre Runden im 12 Meter Durchmesser großen Becken des Delphinariums im bulgarischen Warna. „Es dauert manchmal bis zu einer Stunde, ehe wir die gewünschten Leistungen von unseren Delphinen geboten bekommen", erläutert Georgi Burshew inzwischen. Wenig später die nächste Trainingsaufgabe: Der 14jährige Bobby, die siebenjährige Split und Pippi sollen auf ihren kräftigen Schwanzflossen übers Wasser „laufen". Es klappt diesmal auf Anhieb. Vielleicht will keiner dem anderen nachstehen. Belohnungsfische fliegen in die geöffneten Mäuler, die immer zu lächeln scheinen. Die Tiere haben sich, seit sie vor Jahresfrist aus Spanien hierherkamen, an das Schwarzmeerwasser im Bassin gewöhnt. Und an ihre beiden Trainer, die die siebzehntönige Ausdrucksweise der Tiere richtig zu deuten wissen. Die „Sprache" der Delphine besteht aus einer Reihe unterschiedlicher Pfeiftöne, die bestimmte Gefühle ausdrücken – per Pfiff kommt auch die Antwort von ihren zweibeinigen Betreuern. Der Delphin ist ein gutmütiges Tier. Mit seinen 84 Zähnen könnte er einen Menschen tödlich verletzen. Aber er greift einen Menschen nicht an – im Gegenteil! Sein Instinkt läßt ihn zum Retter in Not geratener Schwimmer werden. Auch das wird in der Warnaer Vorstellung demonstriert. Bis zu 15 Programmnummern beherrschen die drei Delphine nunmehr, 40 Minuten dauert eine Vorstellung, zweimal täglich wird trainiert. „Es sind nicht die Schwierigkeitsgrade der einzelnen Übungen, die uns eine Lehrzeit von acht bis zwölf Monaten kosten", charakterisiert Georgi Burshew das Trainingsverhalten der Delphine, „sie müssen ihre angeborene Angst vor dem Publikum, vor den Scheinwerfern, vor ungewohnten Geräuschen verlieren, dann arbeiten sie mit spierlerischer Freude." Man sieht's: Pippi und Bobby köpfen sich die Bälle zu, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes getan. Nur Split tänzt aus der Reihe – sie hat sich an den Beckenrand geschummelt und läßt sich genußvoll von ihrem Trainer den Kopf streicheln.

Sabine von Münster



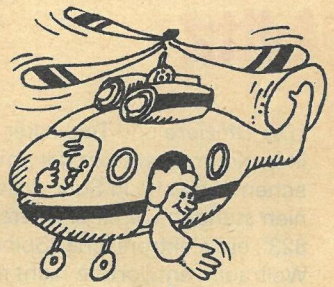
● Erfahrenes

Literatur ist mir unentbehrlich. Aber ich genieße es, die mir bekömmlichen Teile zu suchen.

Hermann Kant, Schriftsteller

● Am Rande

Ein dringlicher Funkspruch von der meteorologischen Station der Polarinsel Kotelny veranlaßte die Mitarbeiter des Standesamtes der sowjetischen Arktissiedlung Tiksi zu einer ungewöhnlichen Reise. Mit einem Hubschrauber überquerten sie in drei Stunden die packeisbedeckte Laptewsee, um auf der eisigen Insel eine Eheschließung vorzunehmen. – Den Beteiligten wurde trotzdem warm dabei.



● Splitter

Als die Familie Moskaljonok aus Dnepropetrowsk beim Großreinemachen das Sofa von der Wand rückte, flatterte ein Lotterieschein hervor. Auf eine Nummer wurde ein Auto der Marke „Saporoshez" ausgelost. Der Gewinnanspruch war noch nicht erloschen.

In Ungarn frönen 5000 Sporttaubenzüchter in 400 Klubs ihrem Hobby. Jährlich werden etwa 50 Wettkämpfe veranstaltet. Die berühmteste Taube, die auch olympisches Gold errang, legte innerhalb von zwei Jahren die Rekordentfernung von 11 000 km zurück.

Sechs neue Scherentypen produziert der Alleinhersteller in der ČSSR MIKOV Česká Lípa in Mikulášovice. Am interessantesten davon ist gewiß, daß nun auch Scheren – bisher waren sie nur für Rechtshänder gedacht – für Linkshänder hergestellt werden.

Seit fünfzig Jahren fahren täglich Zehntausende von Passagieren in Magnitogorsk von Europa nach Asien und zurück. Ihre Wohnungen befinden sich am europäischen Ufer des Flusses Ural, während die meisten Betriebe auf der anderen Flußseite – im asiatischen Teil der Stadt – liegen.

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: S. v. Münster (2), W. Leißling, H. Obuchoff, ZB/VNA, ZB/ČTK, ZB/Agerpres, ZB/BTA; Zeichnung: K. Fischer; Vignette: D. Schüler

SATELLITENSCHWIN

Urplötzlich ein mächtiger Energieblitz

„Die Offiziere und Techniker im Satelliten-Kontrollzentrum der amerikanischen Luftwaffe in Sunnyvale/Kalifornien standen vor einem Rätsel. ‚Vela 823', ein elektronischer Spion im Weltraum, antwortete nicht mehr. Der amerikanische Aufklärungssatellit, der sowjetisches Gebiet überwachte, blieb stumm."
Mit diesen Worten begann in der „Frankfurter Rundschau" vom 19. März 1977 die Schilderung eines mysteriösen Vorgangs, der sich bereits Mitte der siebziger Jahre irgendwo über dem Indischen Ozean zugetragen haben soll. Was war geschehen? – Sensationell aufgemachten Berichten westlicher Medien zufolge traf den in 90 000 Kilometer Entfernung die Erde umkreisenden 350 Kilogramm schweren Satelliten – ausgestattet mit Geräten zur Ortung von Raketenstarts und Kernexplosionen – urplötzlich ein mächtiger Energieblitz. Woher er kam und was er bewirkte, das las sich in der erwähnten BRD-Zeitung so: „Über vier Stunden hinweg blendete eine sowjetische Laserkanone den amerikanischen Satelliten. Auch der ihn begleitende Nachrichtensatellit fiel im Laserfeuer aus. Seine Signale konnten von der amerikanischen Bodenstation nicht mehr empfangen werden."
Es dauerte etliche Monate, bis das Rätsel gelöst war. „Vela 823" und sein Kompagnon, so gestand der seinerzeitige US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld intern ein, war durch den Widerschein eines gewaltigen Erdgasfeuers entlang einer Pipeline in der westlichen Sowjetunion aus dem Konzept gebracht worden. Nicht nichtexistente „erdgestützte russische Kampflaser", sondern „Erdgasfeuer verursachten den Blendungseffekt", fand nach ausgiebigen Recherchen auch der amerikanische Weltraumspezialist Thomas Karas heraus, dem anfügend: „Eine Erklärung, die seither allgemein akzeptiert wurde."

Wer freilich wähnte, die Angelegenheit habe sich damit ein für allemal erledigt, der irrte. Die, wie es schien, längst vergangene, vergessene und zweifelsfrei geklärte Schauergeschichte von dem geblendeten, durchs All torkelnden Satelliten-Duo geistert in unseren Tagen erneut durch diverse großkapitalistische Massenmedien. Die Wiederbelebungsversuche erfolgten, nachdem Anfang Januar die Außenminister der UdSSR und der USA in Genf die Aufnahme sowjetisch-amerikanischer Verhandlungen über nukleare und Weltraumwaffen vereinbart hatten. Das Ziel sollte laut gemeinsamer Erklärung in der Ausarbeitung effektiver Übereinkünfte bestehen, gerichtet auf die Verhinderung des Wettrüstens im Weltraum und seine Beendigung auf der Erde. Nach Logik und gesundem Menschenverstand schloß das ein, jeglicher Kosmos-Militarisierung – noch bevor sie begonnen hatte – einen wirksamen Sperriegel entgegenzusetzen.
Gegen diese Aussicht machten einflußreiche Gruppierungen in den USA mobil. Autor Thomas Karas nennt sie „die kosmische Mafia". Ihre Drahtzieher und Mitglieder entdeckte er in hohen und höchsten Regierungsämtern, in militärischen Stäben und Kommandozentralen, in Chefetagen renommierter Raumfahrt- und Elektronikkonzerne, in Direktionsräumen vom Pentagon ausgehaltener Forschungslabors, in neokonservativen „Denkfabriken", an Schaltstellen öffentlicher Meinungsmache. Niemals,

Niemals dem Verbot von etwas zustimmen, was dem Präsidenten sehr teuer ist

so verdeutlichte Pentagon-Chef Weinberger den „Mafia"-Standpunkt, dürften die USA „dem Verbot von etwas zustimmen, was dem Präsidenten sehr teuer ist und was er als eine seiner höchsten Prioritäten ansieht". Gemeint war damit das – in Anlehnung an ein Hollywood-Filmspektakel benannte – Projekt „Krieg der Sterne". Und in diesem Kontext feierte auch die Lüge von „Vela 823" erneut fröhliche Urständ…
Als der Präsident der Vereinigten Staaten am 23. März 1983 die Auf-

Der Himmel darf nicht zum Vorhof der Hölle werden

nahme der Arbeiten zur Entwicklung eines ganzen Systems mehr oder minder exotischer Weltraumwaffen verkündete, da fand sich in seiner Rede kein einziges Wort von vorgeblicher sowjetischer Überlegenheit, Bedrohung oder Vorrüstung in kosmischen Gefilden. Ganz im Gegenteil. Statt von einem Übergewicht der Sowjetunion im All war lange Monate hindurch stets nur von eigener, von amerikanischer Superiorität die Rede. „Die Aufrechterhaltung einer technologischen Überlegenheit (der USA) ist und bleibt von entscheidender Bedeutung", postulierte das Wahlprogramm der Republikanischen Partei, verabschiedet vor den Präsidentenwahlen im August 1984 in Dallas. Eben deshalb, hieß es weiter darin, wolle man „überlegene amerikanische Technologie einsetzen, um so bald wie möglich weltraum- und bodengestützte Verteidigungssysteme zu entwickeln".
Noch deutlicher wurde im Herbst 1984 Springers Bonner „Welt". Vom Pentagon als Lautverstärker angeheuert, um Washingtons westeuropäischen NATO-Verbündeten die Sternenkriegs-Pläne schmackhaft zu machen, publizierte sie eine Artikelserie „Sieg der Sterne" mit folgender Kernaussage: „Die Ultra-Technologie ist Amerikas größter Schatz. Sie könnte auf dem Brettspiel der Strategie den scheinbar unmöglichen Zug ermöglichen – Schach den roten Raketen!"
Bei diesem Tenor blieb es bis um die Jahreswende 1984/85. Die Sternenkriegs-Vorbereiter redeten der Öffentlichkeit ein, sie seien mittels Wunderwaffen im Weltraum – über die sie noch nicht einmal verfügen – fähig und imstande, ein in Jahrzehnten gewachsenes politisches, ökonomisches und durch nukleare Parität geprägtes militärisches Kräfteverhältnis zu ihren Gunsten umzustoßen. Sie wähnten sich schon als Beherrscher der Welt, was sich in Springers „Welt" so las: Das Land, „das als erstes über Einsatzreife der immateriellen Waffen verfügt, die lichtgeschwinde jeden materiellen Körper zerstören, könnte die andere Seite als mildesten Ausdruck seiner weltpolitischen Dominanz an den Verhandlungstisch bitten. Es ist undenkbar, daß am Ende der technologischen Schlacht dies nicht die Vereinigten Staaten von Amerika wären".
Eine entwaffnete, gedemütigte Sowjetunion, die den schier allmächtigen Triumphator um Gnade bitten muß – darauf also liefen die Wunschträume der Möchtegern-Weltraumrüster hinaus. Was sie jedoch nicht einkalkuliert hatten, war der wachsende, sich weltweit ausbreitende Widerstand gegen ihren Wunderwaffenwahn. Der Himmel darf nicht zum Vorhof der Hölle, der Weltraum nicht zum Ausgangspunkt schrecklicher Gefahr für die ganze Menschheit werden.
Das war das einigende, übergeordnete Motto, unter dem sich eine ungemein breite Koalition unterschiedlichster politischer und sozialer Kräfte zu formieren begann.

Denn wir hängen an demselben Ast

Zu den ersten, die vor den Gefahren einer Ausdehnung des Wettrüstens ins All warnten, gehörten namhafte Naturwissenschaftler und Abrüstungsexperten, auch in den USA selbst. „Die von den Kernwaffen ausgehende Gefahr mit technischen Mit-

DEL UM „VELA"

Eine aktuelle Betrachtung zu den Weltraumplänen der USA von Prof. Dr. Franz Knipping

teln auszuschalten, halte ich für aussichtslos. Sie kann einzig und allein durch eine kluge Politik ausgeschaltet werden", erklärte bereits im Frühjahr 1983 der Nobelpreisträger Hans Bethe – ein Physiker, der am Bau der ersten Atombombe und der Wasserstoffbombe beteiligt war und darum weiß, wovon er spricht. Seither haben Fachleute zahlreicher Länder in Gutachten und Expertisen, Resolutionen und Petitionen, Presseveröffentlichungen und Büchern die gleichen oder sehr ähnliche Erkenntnisse vermittelt. Als Fazit umfassender Untersuchungen aller technischen, technologischen, ökonomischen, strategischen und sicherheitspolitischen Aspekte hob ein Report der „Vereinigung besorgter Wissenschaftler" in den USA als dringend notwendig hervor, „die wichtigste Realität des Nuklearzeitalters anzuerkennen: daß wir nämlich unsere Sicherheit nicht dadurch wiedergewinnen, daß wir schlauerweise den dünnen, trockenen Ast absägen, auf dem die Sowjets sitzen. Denn wir hängen an demselben Ast."
Den Fach- und Sachkundigen schlossen sich Friedensbewegungen, Par-

150:0 in der UNO

teien, Politiker, Parlamente, Ministerpräsidenten und Staatsoberhäupter aus buchstäblich allen Richtungen an. Bis in die Kabinette von NATO-Staaten mehrten sich die Stimmen, daß es zur Umkehr auf einem Weg kommen muß, der in die Katastrophe eines Nuklearkrieges führen kann.
Wo die Weltöffentlichkeit steht, erwies sich am 13. Dezember 1984, als am UNO-Sitz in New York das höchste Staatenforum für ein Verbot der Militarisierung des Weltraums und seine ausschließlich friedliche Nutzung votierte. 150:0 bei einer Stimmenthaltung – seitens der USA – lautete das Ergebnis. Solcherart Willensbekundungen und Druck der internationalen Öffentlichkeit bewerteten seriöse westliche Kommentatoren als ausschlaggebend, daß Washington der Aufnahme von Verhandlungen mit der UdSSR über den gesamten, unlöslich miteinander verknüpften Komplex von Nuklear- und Weltraumwaffen zustimmte.

Eine Uralt-Kamelle aus der Versenkung

Kaum jedoch war die gemeinsame Erklärung UdSSR – USA vom 8. Januar 1985 veröffentlicht, da tönten lautstark die Fanfaren der „kosmischen Mafia", daß man um jeden Preis am „Projekt Sternenkrieg" festzuhalten gedenke. Rapide änderten sich zugleich Tonart und Stoßrichtung der Propaganda. Markige Sprüche des Kalibers wie „Wir werden die Satelliten der Sowjets vom Himmel fegen" und „Wer den Weltraum beherrscht, ist Herr im Hühnerhof" erhielten urplötzlich keine Publizität mehr. Die mit mehr als 30 Milliarden Dollar berechneten fünfjährigen Arbeiten zur Schaffung eines großangelegten kosmischen Raketenabwehrsystems wurden verharmlost, als „bloße Forschung". Die kosmischen Kriegsvorbereitungen verkaufte man überdies als friedens- und stabilitätsfördernd, ja geradezu als Segen für die Menschheit. Hieß es vordem, auf dem Felde der Hochtechnologie sei die Sowjetunion rückständig und beinahe schon hoffnungslos abgeschlagen, so bezichtigte man nun die gleiche Sowjetunion massiver eigener „Sternenkriegs"-Vorbereitung. Sie sei der Vorrüster, Washington müsse nachziehen, hört man neuerdings in mannigfacher Variation wie oft schon gehabt.
Bei den Beschuldigungen an die Adresse Moskaus spielt zum einen eine bei Krasnojarsk entstehende Funkmeßstation eine Rolle. Mit einem Frühwarnsystem für Raketenangriffe hat diese Station nicht das mindeste zu tun. Sie ist, wie von kompetenter sowjetischer Seite dargelegt und in Washington genau bekannt, allein zur Beobachtung kosmischer Objekte bestimmt. Da es andere hieb- und stichfeste Fakten nicht gibt, griffen Pentagon-Propagandisten auf die Uralt-Kamelle von „Vela 823" nebst Begleiter zurück. Aus der Versenkung hervorgeholt, dient jetzt der längst aufgeklärte Sachverhalt dazu, um sowohl einem unbedarften Publikum als auch skeptisch-zurückhaltenden NATO-Partnern zu suggerieren: Bei Strahlen- und anderen potentiellen Weltraumwaffen besitze die UdSSR einen „beängstigenden Vorsprung". Daß diese Unterstellung genau das Gegenteil dessen besagt, was 1983/84 behauptet wurde, ficht die Urheber nicht an. Daß sie sich unentrinnbar in Widersprüchen verstricken, tut nichts zur Sache. Der Zweck heiligt alle Mittel.
Wie es sich tatsächlich mit Weltraumforschungen der Sowjetunion im militärischen Rahmen verhält, ist kein Geheimnis. Es gibt sie. Sie dienen jedoch, worauf kürzlich der UdSSR-Verteidigungsminister hinwies, ausschließlich der Vervollkommnung weltraumgestützter Frühwarn-, Aufklärungs-, Nachrichten- und Navigationssysteme, mithin Satelliten, und nicht der Entwicklung von Waffen.
„Wir schaffen keine Weltraumangriffswaffen und keine Raketenabwehr zur Verteidigung des gesamten Territoriums des Landes", bekräftigte Marschall Sergej Sokolow. Er ließ keinen Zweifel daran, daß bei einer von den USA begonnenen Militarisierung des Weltraums sein Land alle erforderlichen Gegenmaßnahmen zur Bewahrung des militär-strategischen Gleichgewichts zu treffen vermag.
Als entschiedener Gegner des Wettlaufs bei jeglichen Rüstungen sieht die Sowjetunion jedoch nicht militärische Mittel als Allheilmittel an. Sie baut statt dessen auf Vernunft und Realismus. Sie setzt auf politische

Keine Waffen im Kosmos, solange es noch nicht zu spät ist

und diplomatische Schritte, auf Dialog, auf bi- und multilaterale Verhandlungen, um die Militarisierung des Kosmos zu verhindern, solange es dazu noch nicht zu spät ist. Bereits im März 1958 – kurze Zeit nach dem Start von „Sputnik 1" – unterbreitete die Sowjetunion den ersten Vorschlag zur totalen Entmilitarisierung des Weltraums. Von damals bis heute zieht sich eine gerade, direkte Linie.

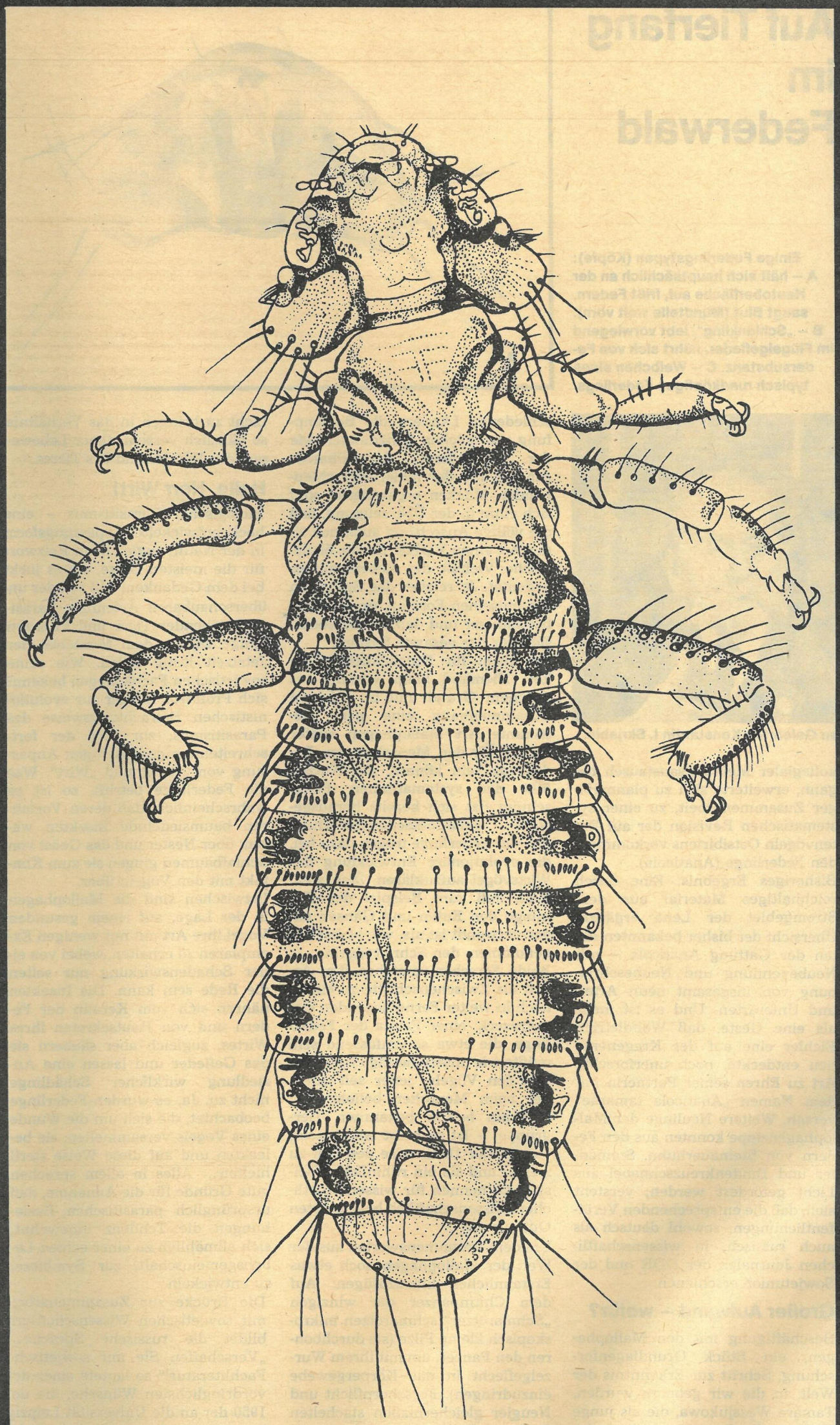
Die Position der Sowjetunion: Keine Waffen im Weltraum

Dank einer Initiative der sozialistischen Welt- und Weltraummacht kam 1967 der Weltraumvertrag zustande, der die Stationierung beliebiger Massenvernichtungsmittel im Kosmos untersagt. Es war die Sowjetunion, die 1981 und 1983 der UNO komplette Vertragsentwürfe über ein Verbot der Stationierung von Waffen und der Gewaltanwendung im Weltraum vorlegte. Sie übernahm im August 1983 die unverändert gültige einseitige Verpflichtung, keinerlei Antisatellitenwaffen als erste in den Weltraum zu bringen. Von ihr gingen in der Folgezeit wieder und wieder konkrete Angebote aus, auf dem Verhandlungswege alle Kanäle für die Militarisierung des kosmischen Raums sicher zu schließen. Und sie war es schließlich, die – zusammen mit anderen Maßnahmen und einseitigen Vorleistungen wie einem Stationierungsmoratorium bei Raketen mittlerer Reichweite – bei den jetzigen Genfer Verhandlungen vorschlug, die Vorbereitung zur Schaffung weltraumbasierter Waffen unverzüglich zu beenden.
Konkrete, beiderseitige akzeptable Abkommen zu erreichen, die dem Wettrüsten auf Erden ein Ende setzen, seine Ausuferung in den Weltraum verhindern und die Abrüstung voranzubringen – das kennzeichnet in Genf die Position der Sowjetunion. Und ungeachtet aller propagandistischen Bocksprünge, Anwürfe und Lügen einer sternenkriegsbesessenen Mafia setzt sich in der Weltöffentlichkeit immer mehr die Erkenntnis durch, daß diese Haltung der UdSSR im Einklang mit den Wünschen und den Interessen aller Völker, der gesamten Menschheit steht.

Im Banne der Mallophagen

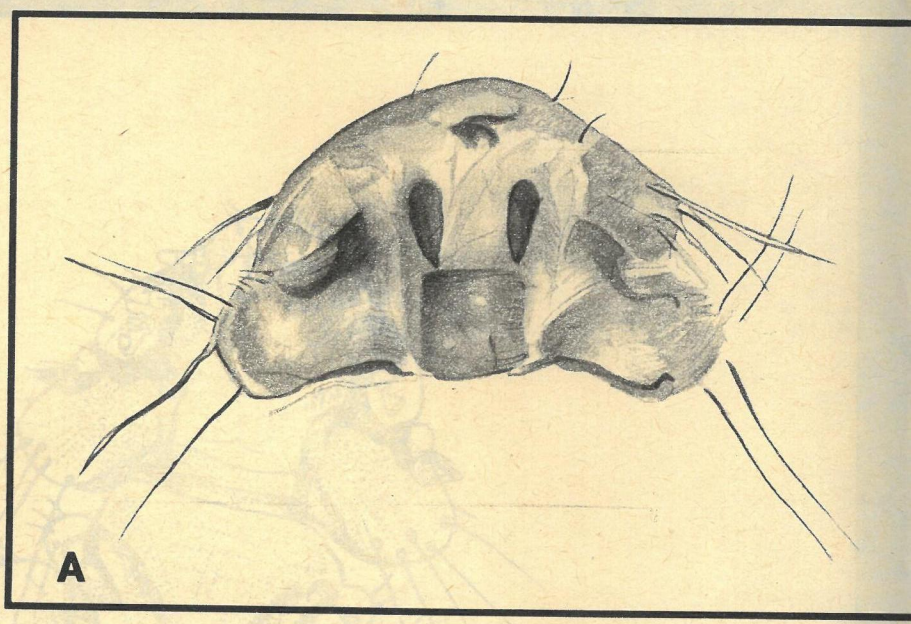
Auf Tierfang im Federwald

Es muß nicht sein, daß ein Tierforscher Savanne und Urwald durchstreift, nachts dem Brüllen des Tigers lauschend ... Professor Wd. Eichler erbeutete manche Trophäe im Museum, beim Durchmustern von Vogelbälgen. Sein Jagdwild – in der zeichnerischen Vergrößerung ein schwer gepanzertes Ungeheuer – mißt nur wenige Millimeter, doch es brachte ihm reichlich Mühe, Herzklopfen und ... Entdeckerfreude.



Der Dschungel, den dieses Insekt bewohnt, ist das Federkleid eines Vogels (in diesem Falle der Gans). Eine vollendete biologische Konstruktion: der Federling „Trinoton anserinum“. Der flach gestreckte Hinterkörper durch stabile Segmente mit ihren Außenrippen und wirbelartigen Versteifungen zuverlässig geschützt gegen hackende Schnäbel, kratzende Krallen; der Kopf spatenförmig, an der Spitze Schlundöffnung und Saugapparat, in Gruben einziehbar die teleskopisch gegliederten Fühler, weit zurückgesetzt die nicht sehr leistungsfähigen Augen. Kräftige Klammerbeine sorgen für sichere Verankerung an Federkielen oder Faserbüscheln; die unterschiedlich großen, über Körper und Gliedmaßen verteilten Borsten unterstützen vermutlich gewisse Sinnesfunktionen, ihr Zweck ist wie vieles andere in der Welt der Federlinge noch nicht völlig geklärt.

Auf Tierfang im Federwald



Einige Federlingstypen (Köpfe): A – hält sich hauptsächlich an der Hautoberfläche auf, frißt Federn, saugt Blut (Mundteile weit vorn). B – „Schlankling", lebt vorwiegend im Flügelgefieder, nährt sich von Federsubstanz. C – Weibchen eines typisch rundköpfigen Federlings.

Moskau 1968. Begegnung mit dem großen Gelehrten Konstantin I. Skrjabin.

Eine gemeinsame Neigung verbindet Tamara Wassjukowa, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Biologie der Jakutsker Filiale der Sibirischen Sektion der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, und Wolfdietrich Eichler, Parasitologe, Doktor rerum naturalium, emeritierter Professor der Humboldt-Universität Berlin: die Liebe zu den Mallophagen, den Federlingen oder auch Vogelläusen (die aber – wohlgemerkt – der Biologie nach „unechte" Läuse sind).

Für den Laien kaum glaublich, aber dennoch wahr: Es gibt rund 5000 verschiedene Arten Vögel, und zu jeder gehören mehrere, ganz spezifische Arten von Federlingen; selbst auf den kleinsten Singvögeln lassen sich im Durchschnitt sechs bis sieben selbständige Arten solcher ungebetenen Gäste finden, die untereinander die Körperbereiche des „Wirtes" streng aufgeteilt haben. Eine Art bewohnt beispielsweise nur das Halsgefieder, eine andere die Bauchregion, eine dritte etwa den Ansatz der Schwingen…

Messen Sie ein Beinchen!

Die Jagd nach den Mallophagen bedeutet Dauersitzungen am Mikroskop, eingehende Betrachtung der durchsichtig präparierten Chitinhüllen (Länge zwischen 1,6 bis allerhöchstens 11 mm) oder ihrer Abbilder in Gestalt von Mikrofotos oder Xerokopien. Alles ist Erfahrungssache, man hat keine Karteien oder Kataloge, die auf Anhieb Auskunft geben könnten über die Zugehörigkeit eines Einzelfundes zu dieser oder jener Form. Der Forscher bleibt auf den Vergleich angewiesen, oft auf die mühselige, zeitraubende Messung winzigster anatomischer Einzelheiten wie der Fühler, Borsten oder (sehr wichtig!) der Fortpflanzungsorgane.

Vor Jahren in Moskau hatten beide Wissenschaftler die erste persönliche Begegnung, Tamara Wassjukowa brachte aus Sibirien eine Reihe „unklarer" Präparate zu gemeinsamer Begutachtung mit. Dann folgten ein Arbeitsaufenthalt des Professors in Jakutsk und jetzt Frau Wassjukowas Gegenbesuch an der Spree. Was als gelegentlich-kollegialer Meinungsaustausch begann, erweiterte sich zu planmäßiger Zusammenarbeit, zu einer systematischen Revision der auf Entenvögeln Ostsibiriens vorkommenden Federlinge (Anaticola).

Bisheriges Ergebnis: Eine durch reichhaltiges Material aus dem Stromgebiet der Lena ergänzte Übersicht der bisher bekannten Arten der Gattung Anaticola – mit Neubenennung und Neubeschreibung von insgesamt neun Arten und Unterarten. Und es ist mehr als eine Geste, daß Wolfdietrich Eichler eine auf der Kragenente neu entdeckte, noch unerforschte Art zu Ehren seiner Partnerin mit dem Namen „Anaticola tamarae" versah. Weitere Neulinge der Mallophagensippe konnten aus den Federn von Steinauerhuhn, Steinadler und Bindenkreuzschnabel ans Licht gefördert werden; versteht sich, daß die entsprechenden Veröffentlichungen, sowohl deutsch als auch russisch, in wissenschaftlichen Journalen der DDR und der Sowjetunion erschienen.

Großer Aufwand – wofür?

Beschäftigung mit den Mallophagen, ein Stück Grundlagenforschung, Schritt zur Erkenntnis der Welt, in die wir geboren wurden. Tamara Wassjukowa, die als junge Biologin die Gegend um die Industriestadt Bratsk von Kriebelmücken und Gnitzen befreien half, und Wolfdietrich Eichler, der in verschiedenen Ländern die Bekämpfung von solchen Schädlingen wie der Dasselfliege, der Pharao-Ameise und der malariaverschleppenden Mücken organisierte, sind sich einig in der Überzeugung, daß die völlige Ausrottung auch nur einer Art einen Verlust für die ökologische Vielfalt des Lebensraumes bedeutet. Je reicher das Spektrum der einzelnen Formen, um so reaktionsfähiger und damit überlebenssicherer das gesamte System.

Argument für Nützlichkeitsfanatiker: Niemand kann wissen, aus welchem Grund und in welchem Zusammenhang eine ganz bestimmte Art Mallophagen später einmal für den Menschen von Bedeutung sein könnte. Ein Nutzeffekt der systematischen Erforschung hat sich bereits herausgestellt… Verwandtschaftsbeziehungen der Federlinge tragen dazu bei, die evolutionäre Entwicklung der Wirtsvögel aufzuklären. Man weiß jetzt, daß zum Beispiel der Flamingo den Enten und Gänsen enger verwandt ist als, wie bisher angenommen, den Schreitvögeln.

Beide Forscher verstehen ihre Arbeit als Zwischenschritte zu einem noch in weiter Ferne liegenden Gesamtwerk: einer Fauna der Federlinge, die etwa so umfassend sein müßte wie unsere heutige Kenntnis von den Vögeln, jener seit alters her beim Menschen beliebtesten, ihm am besten bekannten Tiergruppe. – Ist es nicht angebracht, vor solcher Denkweise den Hut zu ziehen und sie ein rühmliches Beispiel zu nennen für wissenschaftlichen, wissenschaftlich begründeten Optimismus…

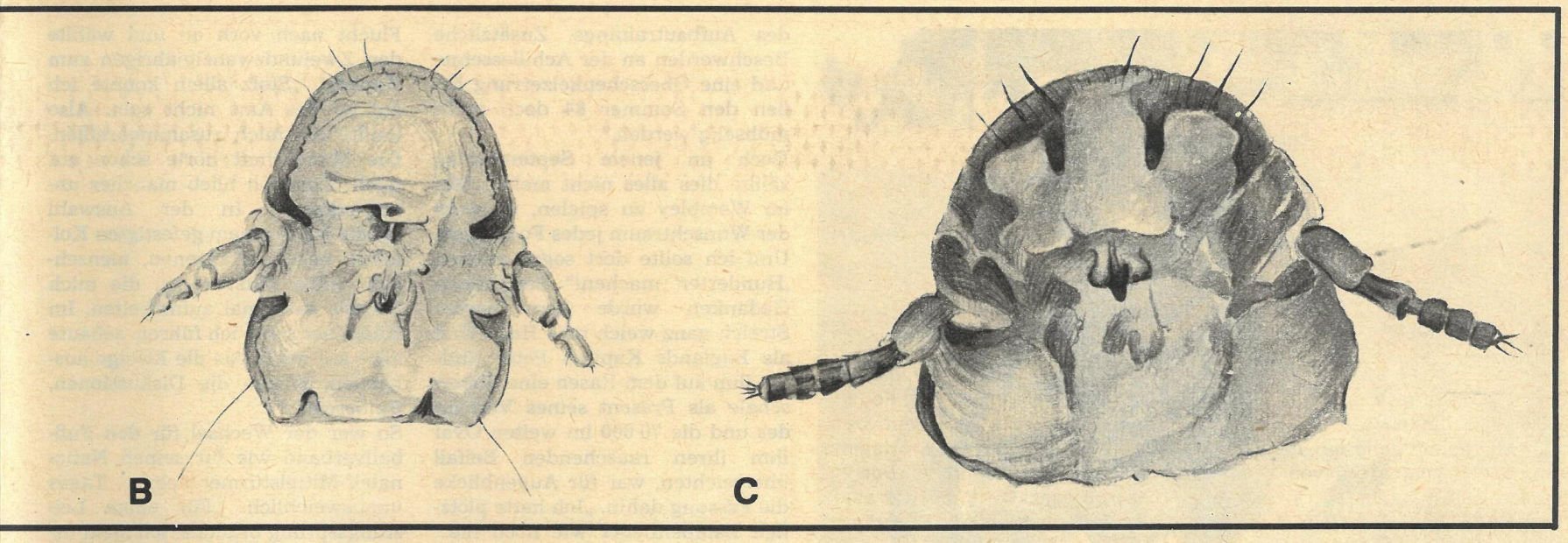
Um dem Bestaunenswerten aus der Welt der Mallophagen noch etwas Erstaunliches hinzuzufügen: Auf dem Chitinpanzer der winzigen „Schmarotzer" schmarotzen mikroskopisch kleine Pilze (sie durchbohren den Panzer, um mit ihrem Wurzelgeflecht in das Körpergewebe einzudringen). Forscherpflicht und Neugier gleichermaßen stachelten Professor Eichler an, sich auch unter den Arten dieser „Sub-Untermieter" ein wenig umzutun – mit dem Ziel, auf dieser unteren Ebene Licht zu bringen in das Verhältnis so gänzlich verschiedener Lebewesen, der Pflanze und des Tieres.

Hallo, Herr Wirt!

Biologischer Parasitismus – eine hoch entwickelte Anpassungsform in der Natur, zugleich ein Reizwort für die meisten Leute, die es juckt bei dem Gedanken, daß von der unüberschaubaren Artenfülle parasitisch lebender Tiere und Pflanzen einige wenige dem Menschen der Jetztzeit lästig fallen. Wie seine sowjetischen Fachkollegen bekennt sich Professor Eichler zur evolutionistischen Betrachtungsweise des Parasitismus, zur Idee der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung von „Gast" und „Wirt". Was die Federlinge betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß deren Vorfahren baumsiedelnde Insekten waren; über Nester und das Geäst von Schlafbäumen gingen sie zum Kontakt mit den Vögeln über.

Inzwischen sind die Mallophagen in der Lage, auf einem gesunden Vogel ihre Art mit nur wenigen Exemplaren zu erhalten, wobei von einer Schadenswirkung nur selten die Rede sein kann. Die Insekten nähren sich vom Keratin der Federn und von Hautsekreten ihres Wirtes, zugleich aber säubern sie das Gefieder und lassen eine Ansiedlung wirklicher Schädlinge nicht zu. Ja, es wurden Federlinge beobachtet, die sich um die Wunde eines Vogels versammelten, sie beleckten und auf diese Weise steril hielten… Alles in allem sprechen gute Gründe für die Annahme, daß ursprünglich parasitischen Beziehungen die Tendenz innewohnt, sich allmählich zu einer echten Lebensgemeinschaft, zur Symbiose, zu entwickeln.

Die Brücke zur Zusammenarbeit mit sowjetischen Wissenschaftlern bildet die russische Sprache… „Verschaffen Sie mir sowjetische Fachliteratur!" so lautete einer der vordringlichsten Wünsche, die um 1950 der an die Universität Leipzig berufene Professor für Parasitologie äußerte. Mehr als einmal stieß er auf den Bescheid: „Das können Sie ja doch nicht lesen." – „Aber



B C

wir sind dabei, es zu lernen," konnte er mit gutem Gewissen erwidern. Mitarbeiter des Instituts gründeten ein Übersetzerkollektiv, erfaßten die Hauptbeiträge sowjetischer Fachzeitschriften, werteten alle erreichbaren Handbücher aus. Zur Arbeitsmethode gehörte es, sich mit den noch sehr mangelhaften Sprachkenntnissen gegenseitig auszuhelfen.

Lesen lernen

„Ein Erlebnis jener Jahre sehe ich deutlich vor meinen Augen: In einer Seminarstunde legte ich die führenden Fachbücher aus den USA neben den entsprechenden sowjetischen Werken aus. Dann lud ich meine Studenten ein: ‚Wir erfahren täglich aus Presse und Rundfunk Neues über die sowjetische Wissenschaft und daß wir gut daran täten, von ihr zu lernen… Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß das für die Parasitologie voll zutrifft'. Bitte überzeugen Sie sich selbst; da liegen die entsprechenden Spezialwerke nebeneinander.' – Selten sah ich so überraschte Gesichter. Das Interesse an einem eingehenden Vergleich war groß, der Erfolg einwandfrei."

Zu den Persönlichkeiten, die Wolfdietrich Eichler in besonderer Erinnerung geblieben sind, gehört Konstantin Iwanowitsch Skrjabin, der große alte Mann der Parasitologie. Anfang der fünfziger Jahre, im Rahmen einer Woche der deutsch-sowjetischen Freundschaft, war er seinerzeit in Leipzig, und man organisierte ihm zu Ehren eine wissenschaftliche Zusammenkunft.

„Unvergeßlich die Feier zu Ehren seines 90. Geburtstages 1968 in Moskau. Mit dem Temperament eines Fünfzigjährigen spricht er im Festsaal stehend, eine Stunde lang, ohne Konzept… Um die wissenschaftliche Leistung Skrjabins anzudeuten: Er war ein Bahnbrecher bei der Erforschung und Bekämpfung der Würmer (Helminthen), die als Parasiten des Menschen auftreten. Von 65 auf dem Territorium der Sowjetunion ermittelten Arten wurden elf erst durch ihn und seine Mitarbeiter beschrieben. Professor Skrjabin war es, der dem Gesundheitswesen das Ziel der ‚Devastation', der völligen Beseitigung von Wurmkrankheiten, stellte. Konstantin Iwanowitsch Skrjabin leitete gleichzeitig drei verschiedene Institute; mit allen seinen Nachfolgern stehe ich in Verbindung, es ist noch nicht lange her, daß ich den einen aufsuchte, um mich mit ihm über ein neues Buch zu beraten, an dem ich seit Jahren arbeite."

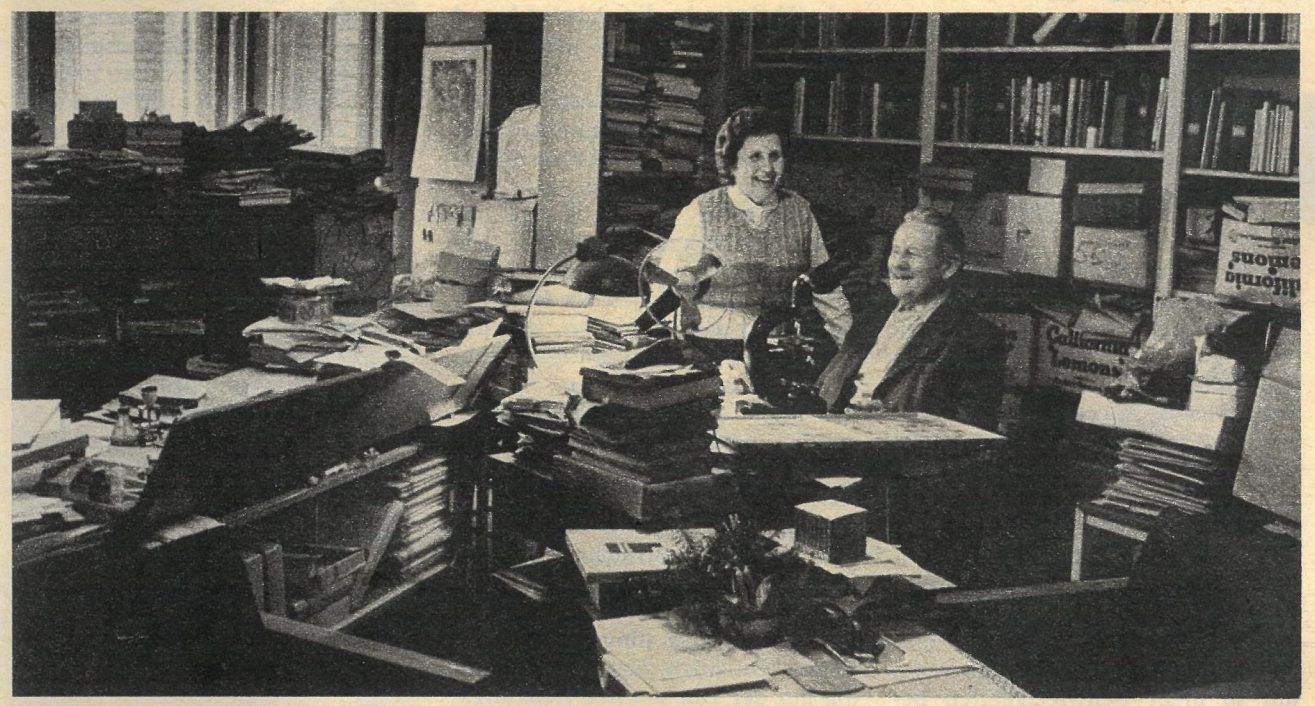
Als Beispiel für die Bescheidenheit sowjetischer Gelehrter nennt Professor Eichler seinen vergeblichen Versuch, einige Einzelheiten aus dem Leben von Artemi Wassiljewitsch Iwanow zu erkunden. Der hat sich einen Platz gesichert unter den Größen der Biologie durch die Entdeckung eines völlig neuen Tierstammes, der Pogonophoren oder ‚Bartträger'. Während einer Expedition mit dem Forschungsschiff ‚Witjas' beschrieb er eine ganze Reihe von Arten dieser Weichtiere des Meeresgrundes, die sich als ‚lebende Fossilien' darstellen. Es handelt sich um sogenannte ‚Sekundärmünder', Tiere ohne Darmkanal; Professor Iwanow konnte nachweisen, daß sie ihre Nahrung ausschließlich mit Hilfe des ‚Bartes', ihrer Fühler, verdauen – eine Entdeckung, die ihm Weltruf einbrachte. – „Doch über den Entdecker erfuhr ich nichts. ‚Wozu etwas von mir?' So lautete sein Bescheid. ‚Schreiben Sie über die Pogonophora. Das ist nötiger…'"

Bei näherer Kenntnis wissenschaftlicher Institutionen der Sowjetunion – so Professor Eichler – wuchs seine Hochachtung vor der Gründlichkeit, mit der man dort zoologische Forschungen betreibt. Wo sich anderwärts einer auf seinem Spezialgebiet einsam müht, gebe es in der UdSSR ganze Arbeitsgruppen, gestützt auf ein starkes „wissenschaftliches Hinterland". – „Ich denke da an eine solche Einrichtung wie die Bücherei des Leningrader Zoologischen Museums, eine der größten Spezialbibliotheken dieses Faches in der Welt… Mehrfach, mit geradezu pedantischer Sorgfalt wird jeder Zeitschriftenartikel ausgewertet – der Katalog ist ein wahrer Wissensschatz. Angesichts solcher Bestände braucht sich niemand zu wundern über die Qualität, den Inhaltsreichtum der von sowjetischen Kollegen verfaßten Monographien – Einzelbeschreibungen, die weltweit betrachtet, eine Grundlage bilden für alle wesentlichen Arbeiten unseres Fachbereichs."

Pilgern nach der Lena

Mit großer Aufmerksamkeit hat Wolfdietrich Eichler die Nachricht vernommen, daß im hohen Norden der Sowjetunion das Mündungsdelta der Lena, dieses riesigen sibirischen Stroms, zum Naturschutzgebiet erklärt wurde. Das Tiefland der Lena ist ein Paradies seltener Wasservögel – und damit auch der Mallophagenforscher. Auf der wissenschaftlichen Station, die jetzt als Zentrum des Reservats an der Lena errichtet wird, hätten Parasitologen der Vogelwelt ein ideales Arbeitsfeld; Vögel jeder Art, jeden Alters und Geschlechts könnten nach „Bestellung" gefangen werden. Professor Eichler schließt nicht aus, daß sein nächstes Treffen mit Tamara Wassjukowa in jenen Regionen stattfindet. Aus Jakutsk hätte sie die kürzere Anreise.

H. Frosch



Berlin 1985. Tamara Wassjukowa in Professor Eichlers Schatzkammer unter dem Museumsdach.

Fotos: A. Paszkowiak, D. Steinberg, W. Simin; Zeichnungen: B. Petrow

Zwei Fotos (oben und rechts unten) dokumentieren den letzten Auftritt des Fußballers Joachim Streich. Beim Saison-Kehraus in Erfurt bestritt er sein 378. Oberligaspiel, trat er als Oberliga- und Auswahl-Torschützenkönig, als 102facher DDR-Nationalspieler ab. Auf der Zuschauertribüne wurde ein riesiges Spruchband entrollt: „Danke, Achim! 229 Tore! Super!“

Streichs letzter Streich

Den 12. September 1984 wird Joachim Streich nie vergessen: Ausgerechnet im Londoner Wembley-Stadion sollte er sein 100. Länderspiel erleben – als zwölfter Fußballer Europas! Und bevor er den „geheiligten Rasen“ betrat, las er im Magazin „World Soccer“ einen Artikel über sich, den der englische Kolumnist Eric Beatty geschrieben hatte: „Dieser Streich ist ein Phänomen, für mich der eigentliche ‚Fußballer des Jahres‘ in Europa. Seit einem Dutzend Jahren behauptet er sich in der Spitze gegen härteste Konkurrenz, schießt trotz Sonderbewachung seine Tore, ist weiter erfolgreich, obwohl das Spiel immer schneller wurde.“

Maxime sei, sich streng an die Leistung zu halten und nichts durch Nostalgie vergolden zu lassen, hatte Auswahltrainer Bernd Stange als Forderung an Streich fürs Jahr 1984 gestellt. „Wir täten Achim keinen Gefallen, wenn wir ihn mit ständigen Zehn-Minuten-Einsätzen den Weg zum „Hunderter“ bahnen würden.“ Der Magdeburger indes hatte längst gelernt, sich durch Schmerzen und Resignationen hindurchzubeißen. „Je älter ich wurde, um so mehr Schwierigkeiten bekam ich mit der hohen Belastung des Aufbautrainings. Zusätzliche Beschwerden an der Achillessehne und eine Oberschenkelzerrung ließen den Sommer 84 doch recht mühselig werden.“

Doch an jenem Septembertag zählte dies alles nicht mehr. „Mal im Wembley zu spielen, ist wohl der Wunschtraum jedes Fußballers. Und ich sollte dort sogar meinen ‚Hunderter‘ machen!“ Bei diesem Gedanken wurde dem harten Streich ganz weich ums Herz. Und als Englands Kapitän Peter Shilton ihm auf dem Rasen eine Silberschale als Präsent seines Verbandes und die 70 000 im weiten Oval ihm ihren rauschenden Beifall überreichten, war für Augenblicke die Fassung dahin. „Ich hatte plötzlich Lampenfieber wie noch nie.“ Hinterher bescheinigten ihm jedoch die Kritiker, daß er in der knappen 0:1-Niederlage einer der Besten seiner Elf war. Noch zweimal berief Bernd Stange den Magdeburger, der dann Ende 84 seinen Platz den Jüngeren übergab. Ob es auch schon bessere sind, blieb bis heute unbeantwortet.

Joachim Streich ist oft gefragt worden, wie er das Phänomen seiner wenigen Verletzungspausen erklärt. „Ich habe erkannt, daß alle, die sich am wenigsten schonen, auch die geringsten Sorgen damit haben. Wer erst überlegt, was ihm im Spiel so alles passieren kann, der fühlt sich unbewußt unsicher, reagiert häufig auch falsch, und das provoziert Verletzungen.“ Solche Erkenntnis reifte in ihm erst mit den Jahren. Da gab es eine Lehrzeit an der Küste, in der die Winde für ihn nicht nur lau wehten. Aus Wismar war er als Sechzehnjähriger aufgebrochen, um in Rostock die Fußballwelt zu erobern. Er spielte sich in die Juniorenauswahl und mit ihr 1969 auch ins Endspiel des UEFA-Turniers, das man nach einem 1:1 gegen Bulgarien (DDR-Tor: Streich!) nur durch das Los verlor. Im gleichen Jahr rief Trainer Harald Seeger den noch Achtzehnjährigen in die Auswahl und wechselte ihn im Irak gegen Jürgen Sparwasser ein.

Ein Bilderbuchstart. Doch bald eröffnete der Rostocker eine Art Seilbahnbetrieb zwischen Leistungshöhen und -tälern. Als ihm am 25. September 1971 in Berlin das erste Länderspieltor gegen die ČSSR gelang, schrieb die Fuwo: „Endlich faßte er sich ein Herz, alles das zu demonstrieren, was ihn so gefährlich macht: Mutige Dribblings gegen drei, vier Spieler, wuchtige Schüsse. Ohne sein schönes Tor hätten wir 0:1 verloren.“ Der Toremacher Streich war geboren…

„Ein prima Kerl, mit viel Humor und lustigen Streichen, keiner kann ihm was übelnehmen“, charakterisierte Peter Ducke einmal den zehn Jahre jüngeren Nebenmann. Nur blieb dieser nicht ständig auf der Duckeschen Leistungshöhe. Beim FC Hansa trat man die Flucht nach vorn an und wählte den Zweiundzwanzigjährigen zum Kapitän. „Stolz allein konnte ich auf so ein Amt nicht sein. Also mußte ich mich zusammenreißen. Die Mannschaft hörte schon auf mich. Dennoch blieb manches unbefriedigend. In der Auswahl spielte ich in einem gefestigten Kollektiv neben erfahrenen, menschlich reifen Mitstreitern, die mich notfalls auch mal aufmöbelten. Im Klub aber sollte ich führen, schaute alles auf mich. Als die Erfolge ausblieben, kamen die Diskussionen, Reibereien.“

So war der Wechsel für den Fußballverband wie für seinen Nationalelf-Mittelstürmer eines Tages unausweichlich. „Für einen Leistungssprung brauchte ich mehr internationale Bewährungen und mehr Nebenspieler, die mir etwas geben konnten. Alles das bot sich mir ab 1975 beim 1. FC Magdeburg. Ich wußte, daß der dreifache DDR-Meister viel von mir erwartete, und war bereit, es ihm zu geben.“ Erzielte Streich in fünf Hansa-Jahren durchschnittlich 9,5 Tore pro Saison, wurden es beim FCM 17!

Joachim Streich verhehlt nicht, daß seine Frau Maritta (auch Wismarerin) gerade in den schwierigen Zeiten ihm unersetzbarer Partner gewesen ist. Sie ist Ingenieur, „und als wir Rostock in Richtung Magdeburg verließen, kamen auch auf sie ein neues Kollektiv und neue Aufgaben zu. Aber da bei ihr mit Schludern nichts drin ist, sie mir schon in Rostock mit solcher Einstellung geholfen hatte, war ihr die Notwendigkeit dieses Schrittes klar“. Frau Maritta war es auch, die ihrem Achim riet, nicht nur mit Rasenauftritten zu glänzen, sondern sich auch das theoretische Rüstzeug anzueignen, das für den späteren Trainerberuf von so großer Wichtigkeit war.

Joachim Streich. Geboren 13. 4. 1951 in Wismar. 1,73 m groß, 74 kg Körpergewicht. Verheiratet, eine Tochter. 102 Länderspiele (DDR-Rekord, vor Dörner/100), 55 Länderspieltore (DDR-Rekord, vor Vogel, Kreische/je 25). Elfmal Olympia-, 15mal Junioren-, sechsmal Nachwuchsauswahl. Olympiadritter 1972, WM-Sechster 1974. Oberliga-Torschützenkönig 1977 (17), 1979 (23), 1981 (20), 1983 (19). 378 Oberligaspiele (141 für FC Hansa Rostock, 237 für 1. FC Magdeburg). 229 Oberligatore (DDR-Rekord, vor Vogel/188). DDR-Fußballer des Jahres 1979 und 1983. Länderspiele gegen 36 Länder, u. a. UdSSR, Ungarn, ČSSR, Polen, Rumänien, Bulgarien, Belgien, Schottland, Jugoslawien, Brasilien, Holland, England, Frankreich, Italien, Argentinien, Schweden, Spanien, Mexiko, Uruguay, Türkei, Schweiz.

„Ich glaube, er wird ein guter Trainer werden", charakterisierte Claus Kreul, der letzte Trainer beim 1. FCM, seinen Kapitän. „Er hat zu einer bewußten Einstellung zum Leistungssport gefunden und weiß sie anderen weiterzugeben." Streich gibt das Kompliment zurück: „Wir beide haben zusammen nach Trainingsformen gesucht, die sich auf meine Stärken orientierten, auf Tempowechsel, aufs Durchsetzungsvermögen im Abschluß vorm Tor. Das wiederum steigerte mein Selbstvertrauen. Manche Trainer wollten aus mir einen Ausdauertyp machen. Der war ich nicht und wollte auch nie einer werden. Mir lag das Improvisieren. Unser Fußball braucht Spieler, die ihre Gedanken und Absichten technisch umsetzen können. Darin vor allem sind uns andere Länder voraus."

Sehr oft ist der Magdeburger nach seinen schönsten Toren gefragt worden. Und immer wieder hat er geantwortet: „Wer vergißt schon sein erstes Oberliga-, sein erstes Auswahltor! Zu meinen schönsten Länderspieltoren zähle ich den Treffer beim 1:1 gegen England 1974 in Leipzig. Aus 16 Metern traf ich genau ins Dreiangel."

Wer könnte besser die Torjägerkünste des Achim Streich beurteilen als sein Klub- und Auswahl-Nebenmann Jürgen Sparwasser. „Er war ein Mann der attraktiven Treffer, und dies auf eine ganz spezifische Art. Er hat's mit Raffinesse gemacht, hat immer solange wie möglich die Reaktion des Torwarts beobachtet, um dann überlegt einzuschießen. Imponierend dabei seine Reaktionsschnelligkeit und sein blitzartiges Handeln." Zwei Torsteher gab es, vor denen der kaltschnäuzige Streich stets Respekt zeigte: „Croy und Grapenthin! Sie waren nicht nur von allererster Klasse, sie hatten auch jene Körpergröße, die dem Stürmer das Tor immer kleiner werden läßt. Mein unbequemster Gegenspieler auf dem Feld war der Jenaer Konrad Weise. Wir beide spielten in der gleichen Juniorenauswahl, wuchsen später auch gemeinsam in der Nationalelf auf. So war er nicht nur der zäheste Gegner, sondern ein Spieler, der mich auch am besten kannte."

Streichs Popularität gründete sich nicht nur auf die Tore, die er schoß. Sie wuchs auch in seiner Einstellung zum Publikum. „Ich ging immer davon aus, daß der Zuschauer ein Recht auf guten Fußball hat. Auch wenn mir manches mißlang, ich wollte ihn nie enttäuschen und hoffte, er hat das auch immer gespürt. Zudem glaube ich, daß unsere Anhänger den Fußballer nicht nach seinem Alter beurteilen, sondern stets nach der Leistung. Diese Erkenntnis wird für mich wichtig werden, wenn ich bald als Trainer tätig bin." Joachim Streich hat auch viele Lehren mit ins Leben genommen, die ihm der einstige Auswahltrainer Georg Buschner hinterließ. „Er hat mir vertraut, auch dann, wenn es bei mir nicht so gut lief." Damit meint Streich vor allem jene lange, verletzungsbedingte Zwangspause, die ihm den „goldenen" Olympiaauftritt von Montreal 1976 verhagelte. Daß dort auch ohne ihn das höchste Siegerpodest bestiegen wurde, machte ihm klar, daß es besonders im Fußball keine unersetzbaren, unentbehrlichen Leute gibt. „Und als mich Buschner dann wieder in die Auswahl berief, wußte ich, wie sehr ich mich anstrengen mußte, um diese Berufung auch zu rechtfertigen." Beim 4:0 gegen Bulgarien in Sliwen meldete sich Streich mit zwei Toren wieder zurück...

Wolfgang Hartwig

Fotos: Manfred Fromm (2), Frank Kruczynski

FREIE WELT

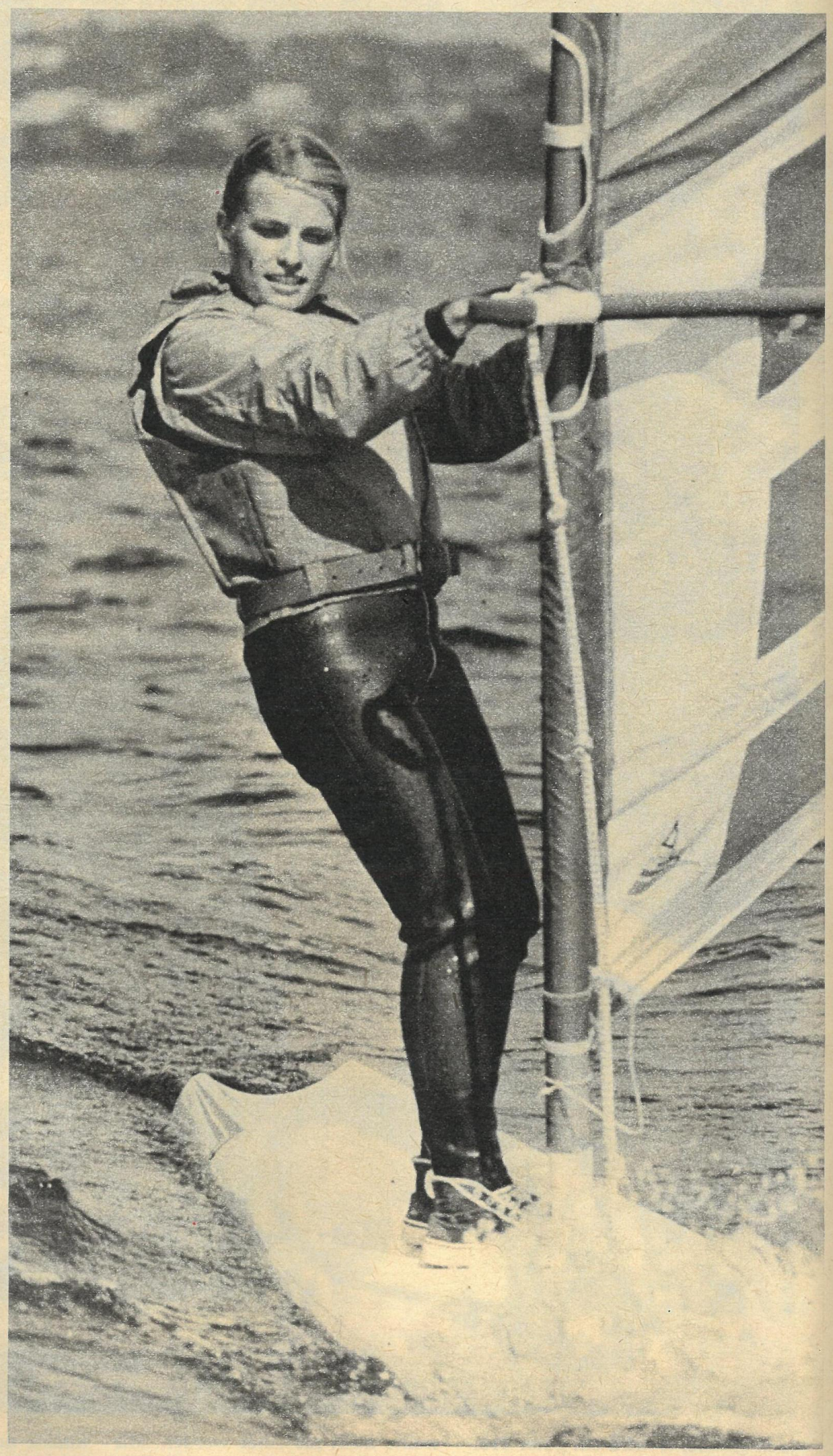
Zu Beginn des Jahres 1985 wurde das Reisebüro der FDJ „Jugendtourist" zehn Jahre alt. 1975 hatte es seine Arbeit als Einrichtung des Zentralrates der FDJ begonnen und zugleich Aufgaben des Komitees für Touristik und Wandern der DDR sowie des bisherigen Direktionsbereiches Jugendtourist im VEB Reisebüro der DDR übernommen. Von 1963 bis 1975 war „Jugendtourist" dem Reisebüro der DDR angegliedert.
Seit dem XI. Parlament der FDJ 1981 haben 6,9 Millionen Jugendliche am Reiseprogramm von „Jugendtourist" teilgenommen. In seinen Einrichtungen stehen mehr als 24 100 Übernachtungsplätze pro Tag zur Verfügung. Die

Anzahl der Übernachtungsmöglichkeiten im Inland wird bis 1990 auf 6 Millionen pro Jahr erhöht. Im vergangenen Jahr übernachteten in den 264 Jugendherbergen, Jugendtouristenhotels und Jugenderholungszentren 5,2 Millionen Jungen und Mädchen. Seit 1981 sind neben dem Jugendtouristenhotel Magdeburg vier weitere Jugendherbergen neu entstanden und 80 wurden rekonstruiert. Die neuen Jugendtouristenhotels „Schloß Eckberg" in Dresden und „Völkerfreundschaft" in Erfurt werden noch in diesem Jahr ihre Gäste empfangen. Den gastfreundlichsten Einrichtungen soll künftig der Titel „Schönste Jugendherberge der DDR" verliehen werden. „Jugendtourist" wird von 40 000 ehrenamtlichen Helfern unterstützt, als Reisebegleiter oder in den Kreiskommissionen.

Fotos: TASS/Krischtul, Wendelin, Mosenschnik.
Text: B. Ottenberg, TASS
Redaktion: D. Heimlich

Austausch

Über 300 000 Jugendliche aus der DDR und der VR Polen werden in diesem Jahr erlebnisreiche Ferientage im jeweiligen Bruderland erleben, wie das Erich Honecker und Wojciech Jaruzelski angeregt haben. Ein Großteil dieser Reisen wird von „Jugendtourist" und seinen polnischen Partnerbüros organisiert. Dieser Reiseaustausch erstreckt sich über das ganze Jahr. Im Reiseprogramm stehen Treffen und Begegnungen mit Werktätigen aus Betrieben, Disko-Veranstaltungen, sportliche Vergleiche und der Austausch von Erfahrungen. Reiseziele in Polen sind vor allem das Riesengebirge, die Hohe Tatra, die Masurische Seenplatte, die Ostseeküste und fast alle 49 Wojewodschaftsstädte. Übrigens konnte die Zahl der Lehrlinge, die an diesem Reiseprogramm teilnehmen, gegenüber dem Vorjahr verdoppelt werden: 1985 sind es etwa 40 000.
Um speziellen Wünschen noch besser gerecht zu werden, setzt „Jugendtourist" zur Zeit ein Programm von Kurzreisen in die Tat um, die in der Regel 5 oder 6 Tage dauern. In den Sommermonaten sind es natürlich längere Erholungsaufenthalte, an denen die meisten Jugendlichen teilnehmen. Neu im Programm ist der Besuch des Naturschutzgebietes von Bialowieca. Dort leben Wisentherden in freier Wildbahn. Sehr beliebt ist das Segeln auf dem Mamry-See in den Masuren oder die Besichtigung des historischen und geradezu abenteuerlichen Salzbergwerkes in Wieliczka bei Kraków.



Richtung Moskau

Als Vorbereitung auf die XII. Weltfestspiele in Moskau organisierte BITEJ – das Internationale Büro für Tourismus (eine Spezialorganisation des WBdJ) – einen „Festivalzug". In der Zeit vom 18. Juni bis 11. Juli nehmen 300 Jugendliche aus der Ungarischen Volksrepublik, Österreich, der ČSSR, der DDR, der Volksrepublik Polen, aus Finnland und der Sowjetunion an dieser Bahnexkursion teil. Sie besuchen in jedem ihrer Länder die Hauptstädte. In Berlin halten sich die jungen Leute vom 27. bis zum 30. Juli auf. Hier werden Betriebe besucht wie das Kabelwerk Köpenick, das EAW oder Herrenoberbekleidung „Fortschritt". Am sowjetischen Ehrenmal legen die Delegierten Kränze nieder. Im Jugenderholungszentrum am Scharmützelsee finden die Jugendlichen Entspannung. In einem Mini-Festival soll ein Vorgeschmack auf Moskauer Weltfestspiel-Atmosphäre vermittelt werden.

Bilanzen

2,7 Millionen DDR-Jugendliche besuchten mit „Jugendtourist“ mehr als 30 Länder. Und das Reisebüro der FDJ empfing 1,8 Millionen Gäste aus über 50 Staaten.

Bei stabil niedrigen Preisen wurden seit 1981 1,1 Milliarden Mark aus dem Staatshaushalt bereitgestellt. In den nächsten Jahren soll das Reiseprogramm von „Jugendtourist“ bei gleichbleibenden Preisen bedeutend erweitert werden.

In diesem Jahr werden 300 000 Schüler, Studenten und junge Werktätige mit dem Reisebüro der FDJ ins Ausland fahren. Etwa 110 000 Mädchen und Jungen werden sich auf 80 verschiedenen Routen in der UdSSR erholen. 70 000 fahren in die Volksrepublik Polen.

An der touristischen Massenaktion „Meine Heimat – DDR“ nahmen in den vergangenen Jahren über vier Millionen Jugendliche teil.

Das Jugendweiheprogramm ermöglicht etwa 80 000 Schülern der 8. Klassen eine touristische Vorbereitung auf dieses Fest.

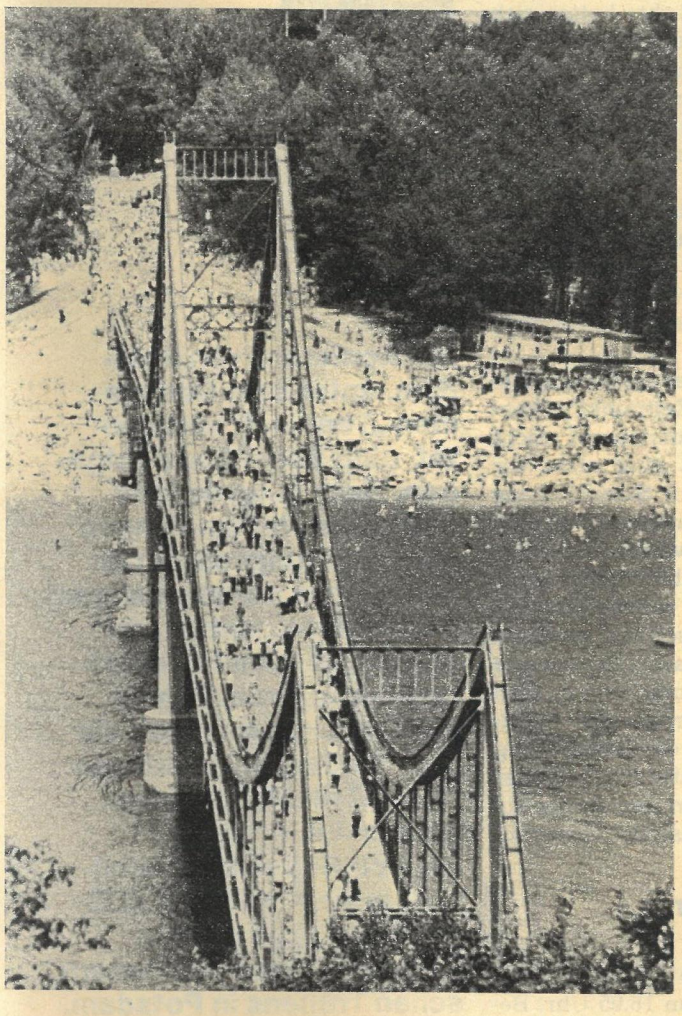
Übrigens vermittelt „Jugendtourist“ von diesem Jahr an für die Sommermonate auch Zeltplätze bei einigen Jugendherbergen. Allerdings muß das eigene Zelt mitgebracht werden.

„Museumsstadt“ Lwow

Gegründet hat es der galizische Fürst Daniil Romanowitsch als Festung im Jahre 1256. Mehrfach wechselten die Besitzer der Stadt, und das sieht man ihr heute noch an. Im 16. Jahrhundert hatte eine bedeutende italienische Handelskolonie hier ihren Sitz. Im 17. Jahrhundert wurde die Renaissance vom Barock verdrängt. Aus Polen kam im folgenden Jahrhundert das Rokoko, dem der deutsche Klassizismus im 19. Jahrhundert folgte. Trotz der schweren Zerstörungen im Großen Vaterländischen Krieg bewahrte Lwow seinen Markt, von dem elf Straßen wegführen, erhielt es sich den Charakter von Baukomplexen der einzelnen architektonischen Epochen im alten Stadtzentrum. Auf einer Fläche von 120 Hektar stehen etwa 1000 alte Gebäude, von denen ein Viertel Denkmale sind, streng unter staatlichem Schutz. Daher der liebevoll-spöttische Beiname „Museumsstadt“! In einigen der alten Gebäude, besonders in den Kirchen (Sankt Nikolai aus dem 13. Jahrhundert, die Onufri-Kirche aus dem 16. oder die Pjatnizkaja-Kirche von 1645) sind wertvolle Skulpturen und Wandgemälde erhalten geblieben. Ein großer Teil der alten Denkmale ist von neuem Sinn erfüllt: Museen, Cafés, Restaurants sind darin untergebracht. Der ehemalige Pulverturm ist zum Haus des Architekten geworden, in der einstigen Magdalenenkirche können die Musikfreunde heute Orgelkonzerte hören. Das alte Stadtarsenal hat ein Waffenmuseum aufgenommen.

Wie überall auf der Welt bereitet solch kostbarer Besitz den Eigentümern nicht nur Freude, sondern auch erhebliche Kosten. Die komplizierten Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten leistet ein Kollektiv der Lwower Spezialrestaurierungswerkstätten, das von Historikern, Architekten, Archäologen und Kunstwissenschaftlern beraten wird.

Jedes Jahr empfängt die ukrainische Stadt mehr als eine Million einheimischer und ausländischer Touristen. Sie werden von der Lwower Zweigstelle von Intourist oder dem dortigen Büro für Reisen und Exkursionen empfangen und betreut. Am schönsten ist der Anblick der Altstadt (Foto rechts) natürlich, wenn im Mai die Kastanien blühen!



Sie fragen – wir antworten

Wie werden Jugendtourist-Reisen eigentlich vergeben?
Ulf Neumeyer, Rostock

Jeder Jugendliche im Alter bis zu 25 Jahren kann sich um eine Reise mit „Jugendtourist“ bewerben. Außerdem können alle Mitglieder der FDJ über 25 Jahre mitreisen, doch dürfen höchstens zehn Prozent aller Teilnehmer in der Gruppe älter als 30 Jahre sein. Über das aktuelle Angebot wird informiert

- in den Sprechstunden der „Jugendtourist“-Kreiskommissionen. (Zeit und Ort sind in den FDJ-Kreisleitungen zu erfahren.)
- Die Bewerbung für eine Reise erfolgt mittels Vormerkschein, der bei der Leitung der FDJ-Grundorganisation oder bei der „Jugendtourist“-Kreiskommission erhältlich ist.
  Der ausgefüllte Vormerkschein oder Antrag wird von der FDJ-Grundorganisation entgegen genommen. Sie sichert, daß er innerhalb von vier Wochen nach Vorliegen des Reiseangebots beantwortet wird. Sind bestimmte Reisewünsche nicht erfüllbar, werden je nach Möglichkeiten Ausweichangebote unterbreitet.

Unsere Tochter beendet im nächsten Schuljahr die 10. Klasse. Sie möchte gern mit ihrer Klasse eine Abschlußfahrt ins Ausland unternehmen. Welche Möglichkeiten gibt es dafür?
Marianne Mühlenberg, Leipzig

Seit 2 Jahren wird von „Jugendtourist“ ausschließlich für Absolventenkollektive der 10. und 12. Klassen solch eine Möglichkeit angeboten: 35 000 Abschlußfahrten in die Sowjetunion! Ziele sind die Städte Moskau, Leningrad, Minsk, Kiew (Foto links) oder Brest. In der Regel besuchen die Mädchen und Jungen eine Stadt; nur wenn sie mit einem Freundschaftszug reisen, sehen sie mehrere Städte. Die meisten Reiseziele werden mit dem Flugzeug besucht. Natürlich besteht auch die Möglichkeit, mit der Eisenbahn zu reisen. Dabei ist zu bedenken, daß die Reisedauer meist 5 Tage beträgt. Viele Schüler nutzen dafür ihre drei Wandertage. Mit dem Ministerium für Volksbildung konnte geregelt werden, daß die FDJ-Kollektive unabhängig von den Ferien solche Reisen unternehmen können. „Jugendtourist“ bietet Schülerreisen von November bis zum Ende jedes Schuljahres in der Preislage von 250 bis 600 Mark. Ins Programmangebot wurden Besuche in Schulen und Treffen mit Komsomolzen zusätzlich aufgenommen.

Die Vergabe der Reisen erfolgt über die Kreiskommission von Jugendtourist und wird mit dem Kreisschulrat abgestimmt. Vorher müßte aber die FDJ-Leitung der Schule über die Wünsche der einzelnen Klassen informiert werden. Der günstigste Zeitpunkt für die Bestellung einer Reise ist das Ende des Schuljahres oder der Beginn des neuen.

Am runden Tisch in Cecilienhof rangen die „Großen Drei" um jedes Detail einer Vereinbarung, die schließlich als Beschlüsse von Potsdam das Nachkriegseuropa entscheidend mitgestaltet haben.

Das neue „Familienfoto" der Verhandlungsleiter mit dem frisch gewählten englischen Premier Attlee, Präsident Truman und Marschall Stalin (von links). Stehend: US-Admiral Leahy und die Außenminister Bevin, Byrnes und Molotow.

Terminal am Ziel

Die Konferenz von Potsdam, unter dem Codenamen „Terminal" vorbereitet, ging ihrem Ende entgegen. Nach langwierigen und zähen Verhandlungen der Regierungschefs der Alliierten in der ehemaligen Anti-Hitler-Koalition, der UdSSR, USA und Großbritannien, lag zum Schluß eine Vereinbarung vor, die als Potsdamer Abkommen in die Geschichte eingegangen ist. Professor Dr. Rolf Badstübner schildert in einer FREIE WELT-Serie die Tage und die Hauptpersonen des historischen Treffens in Potsdam.

Vor Beginn der 9. Sitzung ließen sich die „Großen Drei" im Schloßgarten fotografieren. Nach außen schien alles in bester Ordnung, doch der Schein trog.

Am Freitag, dem 27. Juli, war für Churchill die Potsdamer Konferenz beendet. Die britischen Wähler hatten ihm den Laufpaß gegeben. Clement Attlee, bis dahin aus dem Hintergrund kaum in Erscheinung getreten, blieb auch als neuer Premier und Delegationsleiter ziemlich zurückhaltend. In gewisser Weise stach er damit wohltuend von Churchill ab, von dessen Schwadronieren in langen Monologen. Außenpolitik war offensichtlich nicht Attlees Metier, aber auch wohl nicht das seines Außenministers, des behäbigen, ehemaligen Gewerkschaftsführers Ernest Bevin. Beide zählten nicht zum linken Flügel der Labour Party – ganz im Gegenteil. Von einigen persönlichen Eskapaden Churchills abgesehen, änderte sich in der Sache am Kurs der britischen Delegation auf der Potsdamer Konferenz nichts. In den zur Debatte stehenden entscheidenden Fragen ließ sich Attlee von den gleichen Positionspapieren leiten wie Churchill.

Reparationskomplott

In Vorbereitung auf die 10. Sitzung der Delegationschefs, die über Samstag, den 28. Juli, hinweg von 22.30 Uhr bis 00.05 Uhr stattfand, zogen die Außenminister tags zuvor eine Zwischenbilanz. Sie fiel alles andere als zufriedenstellend aus. 14 Punkte mußten aufgelistet werden, deren Behandlung nicht abgeschlossen war, darunter solche wesentlichen wie die wirtschaftlichen Grundsätze bezüglich Deutschlands, die Reparationsfrage, die Aufnahme Italiens und anderer ehemaliger Vasallenländer in die UNO, die Erfüllung der Krim-Deklaration über das befreite Europa, die Westgrenze Polens. In allen diesen Fragen waren bisher nicht zu überbrückende Meinungsverschiedenheiten zutage getreten. In der Reparationskommission hatte der Vertreter der USA erklärt, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr von der in den Krimbeschlüssen festgelegten Summe von 20 Mrd. Dollar als Verhandlungsgrundlage auszugehen bereit seien. Die herrschenden Kreise der USA und Großbritanniens waren nicht bereit, der Sowjetunion irgendeine feste Reparationssumme zuzugestehen. Es gab kein Interesse, die Wiederherstellung der sowjetischen Volkswirtschaft zu unterstützen – und sei es auch nur indirekt. Wenn die Befreiungsmission der Roten Armee schon nicht hatte eingedämmt werden können, so wollte man zumindest alles Mögliche tun, um die ökonomische Lage der Sowjetunion zu erschweren, statt sie zu verbessern. Um so wirkungsvoller konnte der USA-Imperialismus seine großen ökonomischen Möglichkeiten einsetzen, insbesondere in Europa, und seinen Einflußbereich stabilisieren und erweitern.

Die sowjetische Delegation ließ sich durch den harten Kurs der Westmächte weder erpressen noch provozieren. Sie hatte sich nicht nur auf die Sachfragen, die von „Terminal" zu behandeln waren, gründlich vorbereitet, sondern sich auch umfassend mit den Problemen imperialistischer Nachkriegsstrategie beschäftigt und sich auf mögliche Varianten des Taktierens der Westmächte vorbereitet. Sie machte sich keine Illusion über den Charakter der Politik der herrschenden Kreise der Westmächte, war jedoch trotzdem bereit und darauf eingestellt, alles zu versuchen, um die Möglichkeiten einer Verhandlungsverständigung und der Zusammenarbeit bei der Schaffung eines gerechten und dauerhaften Friedens voll auszunutzen.

Trotz der in den Fragen Reparationen, Westgrenze Polens und Zulassung zur UNO festgefahrenen Positionen lagen doch bereits wesentliche positive Konferenzergebnisse vor – vor allem in der deutschen Frage. Die Westmächte hatten sich auf eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion im Rat der Außenminister, im Alliierten Kontrollrat, in der Interalliierten Kommandantur von Berlin, im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß, schließlich auch in der UNO verpflichtet. Insbesondere in Deutschland standen die Westmächte unter einem besonderen Kooperationszwang – und das im Blickpunkt der Weltöffentlichkeit.

Truman und Byrnes mußten spätestens zu diesem Zeitpunkt erkennen, daß der Atomtrumpf nicht stach! Die UdSSR ging nicht vor der amerikanischen Stärke in die Knie, die Möglichkeiten für eine pax americana waren begrenzt. Truman sah nicht mehr ganz durch, er war der vielen Debatten überdrüssig, physisch fast am Ende und wollte nach Hause. Er stimmte deshalb Byrnes' Vorschlag zu, den Russen in der Frage der Westgrenze Polens und der Behandlung der volksdemokratischen Länder entgegenzukommen, um ihnen die bittere Reparationspille etwas zu versüßen.

Kompromiß vor Toresschluß

Die entscheidende 11. Sitzung begann am 31. Juli um 16.05 Uhr. Be-

vin schlug vor, keinen besonderen Bericht über die Sitzung der Außenminister zu geben, da fast alle Fragen auf der Tagesordnung der Sitzung stünden. Dem wurde zugestimmt. Die 11. Sitzung endete 19.15 Uhr. Der Durchbruch war erzielt, die entscheidende Arbeit geleistet, die Ergebnisse von „Terminal" auf dem Tisch. Was jetzt noch getan werden mußte, war mehr oder weniger Routinearbeit. Auf der 12. und 13. Sitzung, die beide am 1. August stattfanden, wurde noch eine Reihe Einzelfragen nachgezogen, wie die Bestätigung des sowjetischen Anspruchs auf ein Drittel der deutschen Kriegs- und Handelsflotte und die Modalitäten der Übergabe. Im übrigen ging es um die endgültige Fassung des Kommuniqués und des Protokolls von „Terminal", in die alle entscheidenden Fragen Aufnahme fanden. Geheimabkommen gab es nicht. Truman schien es nun sehr eilig zu haben, endlich zum Schluß zu kommen, um nach Hause fahren zu können. Am 2. August um 0.30 Uhr war es dann soweit. Das Ende war da. Attlee dankte dem Generalissimus für die geschaffenen Arbeitsbedingungen und anderen Vorkehrungen und dem Präsidenten für die Leitung. Stalin bekräftigte dies und dankte insbesondere Außenminister Byrnes für die geleistete Arbeit.

Stalin: „Die Konferenz kann man wohl als gelungen bezeichnen."

Truman: „Ich möchte den anderen Außenministern und all denen danken, die uns in unserer Arbeit so sehr geholfen haben." Attlee: „Ich schließe mich den Gefühlen, die hier an die Adresse unserer drei Außenminister geäußert wurden, an." Truman: „Ich erkläre die Berliner Konferenz für geschlossen."

Die Verabschiedung der Delegationen voneinander dauerte nicht lange, sie erfolgte förmlich, ohne Herzlichkeit – anders als noch vor einem halben Jahr in Jalta.

Zwang zur Kooperation

Die Potsdamer Konferenz, eines der bedeutendsten Ereignisse beim Übergang der Welt von Krieg zum Frieden, war zu Ende. Für mehr als zwei Wochen war „Terminal" Brennpunkt des Weltgeschehens gewesen. Die umstürzenden Veränderungen, die der zweite Weltkrieg und vor allem der Befreiungskampf der Völker bewirkt hatten, die damit verbundenen Probleme, Widersprüche und Konflikte prägten die Verhandlungen und Diskussionen in Cecilienhof. Die Ergebnisse der Konferenz, für die auf der Konferenz von Jalta wesentliche Grundlagen geschaffen worden und Weichenstellungen erfolgt waren, wurden entscheidend vom neuen internationalen Kräfteverhältnis und den beim Übergang vom Krieg zum Frieden bestehenden objektiven und subjektiven Bedingungen bestimmt.

Besondere Bedeutung kam der Vereinbarung über die bei der Behandlung Deutschlands im Rahmen einer gemeinsamen oder koordinierten Besatzungspolitik zu verfolgenden Ziele und anzuwendenden wirtschaftlichen und politischen Grundsätze und der ihnen vorangestellten Präambel zu:

„Das Ziel dieser Übereinkunft bildet die Durchführung der Krim-Deklaration über Deutschland. Der deutsche Militarismus und Nazismus werden ausgerottet, und die Alliierten treffen nach gegenseitiger Vereinbarung in der Gegenwart und in der Zukunft auch andere Maßnahmen, die notwendig sind, damit Deutschland niemals mehr seine Nachbarn oder die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bedrohen kann.

Es ist nicht die Absicht der Alliierten, das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven. Die Alliierten wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von neuem wieder aufzubauen. Wenn die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes unablässig auf die Erreichung dieses Zieles gerichtet sein werden, wird es ihm möglich sein, zu gegebener Zeit einen Platz unter den freien und friedlichen Völkern der Welt einzunehmen."

Das Potsdamer Abkommen sprach ein vernichtendes Urteil über den deutschen Imperialismus und Militarismus, das im Ergebnis des Nürnberger Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher bekräftigt wurde. Mit diesen Festlegungen wies das Potsdamer Abkommen den Weg zur Lösung einer solchen zentralen Frage für das Zusammenleben der Völker, zu garantieren, daß von deutschem Boden niemals wieder ein Krieg seinen Ausgang nehmen kann. Dem Einfluß der Sowjetunion war es zu danken, daß dabei das deutsche Volk keinen versklavenden Bedingungen unterworfen, daß ihm vielmehr die Möglichkeit zu Wiederaufbau und staatlicher Neugeburt eingeräumt wurde. Und mehr noch, indem das Potsdamer Abkommen an das deutsche Volk appellierte, bei der Verwirklichung der Ziele und Prinzipien des Potsdamer Abkommens unter Wahrung seines Rechts auf nationale und soziale Selbstbestimmung aktiv mitzuwirken, anerkannte es das deutsche Volk als Völkerrechtssubjekt und legte den Besatzungsmächten die Verpflichtung auf, die antifaschistisch-demokratischen Bestrebungen des deutschen Volkes zu respektieren und zu unterstützen. So bildete das Potsdamer Abkommen, in dem neue demokratische Prinzipien des Völkerrechts zur Anwendung gelangten, gerade auch für die Periode der Besatzung und Kontrolle Deutschlands ein entscheidendes völkerrechtliches Dokument.

Das Potsdamer Abkommen bekräftigte und förderte die hauptsächlichen Ergebnisse des zweiten Weltkrieges und bot eine wesentliche völkerrechtliche Grundlage für die Schaffung einer gerechten und dauerhaften Friedensordnung und der friedlichen Zusammenarbeit von Staaten unterschiedlicher gesellschaftlicher und politischer Systeme und Anschauungen. Es öffnete – in Verbindung mit der UNO-Charta – den Weg für Verständigung und Kooperation, für das friedliche Austragen von Meinungsverschiedenheiten, für eine Welt der Vereinten Nationen im eigentlichen Sinne des Wortes.

Im Verhalten der westlichen Delegationen auf der Potsdamer Konferenz kamen deutlich die Bestrebungen der herrschenden imperialistischen Kreise der USA und Großbritanniens zum Ausdruck, zu einem „harten Kurs" gegenüber der Sowjetunion überzugehen. Die Realisierung dieses neuen Kurses stieß allerdings an zunächst nicht zu überwindende Schranken. So kam es, daß die Konferenz in ihren schriftlich fixierten Ergebnissen Gemeinsamkeit und Kooperation bekräftigte. Dahinter stand jedoch keine Veränderung in der Einstellung der herrschenden Kreise der USA und Großbritanniens gegenüber der Sowjetunion, wie sie sich in der Phase vor „Terminal" bereits so besorgniserregend herausgebildet hatte, noch wurde durch die erzielten Vereinbarungen eine solche bewirkt. Eher im Gegenteil. Truman und Byrnes, und in ihrem Schlepptau Attlee und Bevin, verließen Potsdam mit dem Willen und der Hoffnung, im Rat der Außenminister mit der Sowjetunion in einer anderen Sprache zu sprechen, als das in Potsdam möglich war, und die in Potsdam nicht erreichten Ziele im Nachhinein doch noch zu erreichen. Bildete das Potsdamer Abkommen ein wesentliches völkerrechtliches Dokument für eine Welt und ein Europa auf der Grundlage gerechter und dauerhafter Friedensregelung und der Kooperation, so war demgegenüber die Potsdamer Konferenz mit ihren harten Auseinandersetzungen tatsächlich mehr das, was das Codewort „Terminal" zum Ausdruck brachte: Endstation.

Über Konfrontation und Kooperation entschied letztendlich das internationale Kräfteverhältnis, wie es sich in der Nachkriegsperiode widerspruchsvoll entwickelte. Während der Potsdamer Konferenz nahm am 30. Juli 1945 der Alliierte Kontrollrat für Deutschland seine Arbeit auf, wenig danach der Internationale Militärgerichtshof. Die Vier-Mächte-Verwaltung Deutschlands und damit die enge Zusammenarbeit von Mächten unterschiedlicher sozialer Systeme in Friedenszeiten war damit eine Realität geworden – und die Arbeit des Alliierten Kontrollrats in seiner ersten Phase und die des Militärgerichtshofes brachten durchaus positive Ergebnisse in Übereinstimmung mit den Potsdamer Prinzipien und anderen Vereinbarungen. Diese Praxis bewies den Realitätsgehalt und die Lebenskraft des Potsdamer Abkommens.

ENDE

Dazu ist erschienen: „Code Terminal – Die Potsdamer Konferenz" von Rolf Badstübner; VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften 1985

Fotos: Archiv

Reinhard Meyer, Jahrgang 1936, Abteilungsleiter Montage, gelernter Kupferschmied („wie unser Generaldirektor, mit dem ich gemeinsam als Kupferschmied in einer ehemaligen Reithalle in Grimma arbeitete ...") – seit 1961 auf Baustellen des Betriebes tätig, insgesamt sieben Jahre Einsatz in der Sowjetunion, 1984 ausgezeichnet mit dem Karl-Marx-Orden.

Erlebnisse von der Baustelle (1)

An wichtigen Vorhaben in der Sowjetunion wirken sie mit: Facharbeiter, Ingenieure aus Betrieben der DDR. Große Werte sind ihnen anvertraut, erfüllte Verträge ihr Stolz. Doch das Wertvollste gewinnen sie für sich selber – das Erlebnis des Bruderbundes in seiner unmittelbarsten Form. Das ist es wert, daß man nach Jahren noch davon erzählt.

Wenn man uns fragt, Sohn Sascha, meine Frau und mich, was wir nicht vergessen werden, so antworten wir im Chor: „Unser Lissitschansk!"

Insgesamt sieben Jahre waren wir dort in der ukrainischen Industriestadt. Kombinatsauftrag: Errichtung von zwei hochleistungsfähigen Erdöldestillationsanlagen mit einem Durchsatz zu je sechs Millionen Jahrestonnen (zusammengenommen die reichliche Hälfte des DDR-Verbrauchs). Als Verantwortlicher für zeitweise 24 Mann hatte ich Gelegenheit, mit der Familie drüben zu wohnen, mitten unter den Lissitschanskern am Nördlichen Donezk, der etwas ansehnlicher ist als die Mulde bei Grimma.

Nein, ich könnte nicht sagen, daß wir zu Anfang mit offenen Armen aufgenommen wurden. In dieser Gegend im Donbass, über den die Walze des Krieges mehrmals hinweggegangen war, hatte man seitdem keine Deutschen mehr gesehen. Viele Augen beobachteten uns, abwartend, kritisch.

Auf der Baustelle ging alles seinen Gang. Reibungslos arbeiteten wir zusammen mit den erfahrenen, gut ausgerüsteten Fachleuten vom Montagetrust und den künftigen Betreibern der Anlage – da fiel mir auf, daß bei Lissitschansk etwas anders war – aber was? Nach einer ganzen Weile kam ich drauf... Es war die Stille. Kein Kraftwort mischte sich in die Arbeitsgeräusche. Nun ist das bei Monteuren eine Art zusätzliches Werkzeug. Störrische Muttern, ein widerspenstiges Rohrende – sie hören auf derben Zuspruch. Doch es herrschte manierliches, zu manierliches Schweigen.

Daß das Eis so bald gebrochen wurde, daran hat nicht nur Waltraud, meine Frau, ihren Anteil (die als Sachbearbeiterin auf dem Bau mein bester Diplomat war und zuhause unverdrossen alle Nachbarn in ihre Leipziger Kochtöpfe gucken ließ), sondern auch unser Sascha. Mit seinen fünf Jahren marschierte er brav zum Kindergarten ab – ohne ein Wort Russisch. Nach ein paar Wochen bettelte er mit den Betreuern um die Wette, ob er nicht ins Ferienlager mitfahren dürfte. Dann im Lager war er sogar für mich nicht leicht herauszufinden mit seinem bunten Hütchen aus der wimmelnden Schar.

Das mit der Zurückhaltung, das gab sich nach dem ersten Picknick im Walde, zu dem die sowjetischen Kollegen uns einluden. Gemeinsam schoben wir den Bus aus einem Sumpf (wir Leipziger mit der Idee einer „Saalveranstaltung" in unseren besten Sonntagshosen), gemeinsam unterstützten wir das Unternehmen durch einige nicht ganz druckreife Ausdrücke aus dem sächsischen und dem ukrainischen Wortschatz.

Das lauteste Wort aber hörte ich von meinem Partner Oleg Grabitschenko, als wir miteinander in strapaziösen 15 mal 24 Stunden die zweite Anlage auf die projektierte Leistung gebracht hatten und sogar ein Zuschlag zum Ausstoß abzusehen war. Sein griechisches Temperament (er gehört zu den Sowjetbürgern griechischer Abstammung) machte sich auf diese Weise Luft. Später schrieb ein Lokalreporter mir als meine ständige Formel zu: „Jede Minute – für die Sache!" Keine schlechte Parole. Aber ich bin mir nicht sicher, ob sie nicht doch von Oleg stammt. Denn – keiner kann sagen, wer von wem mehr gelernt hat.

R. Meyer

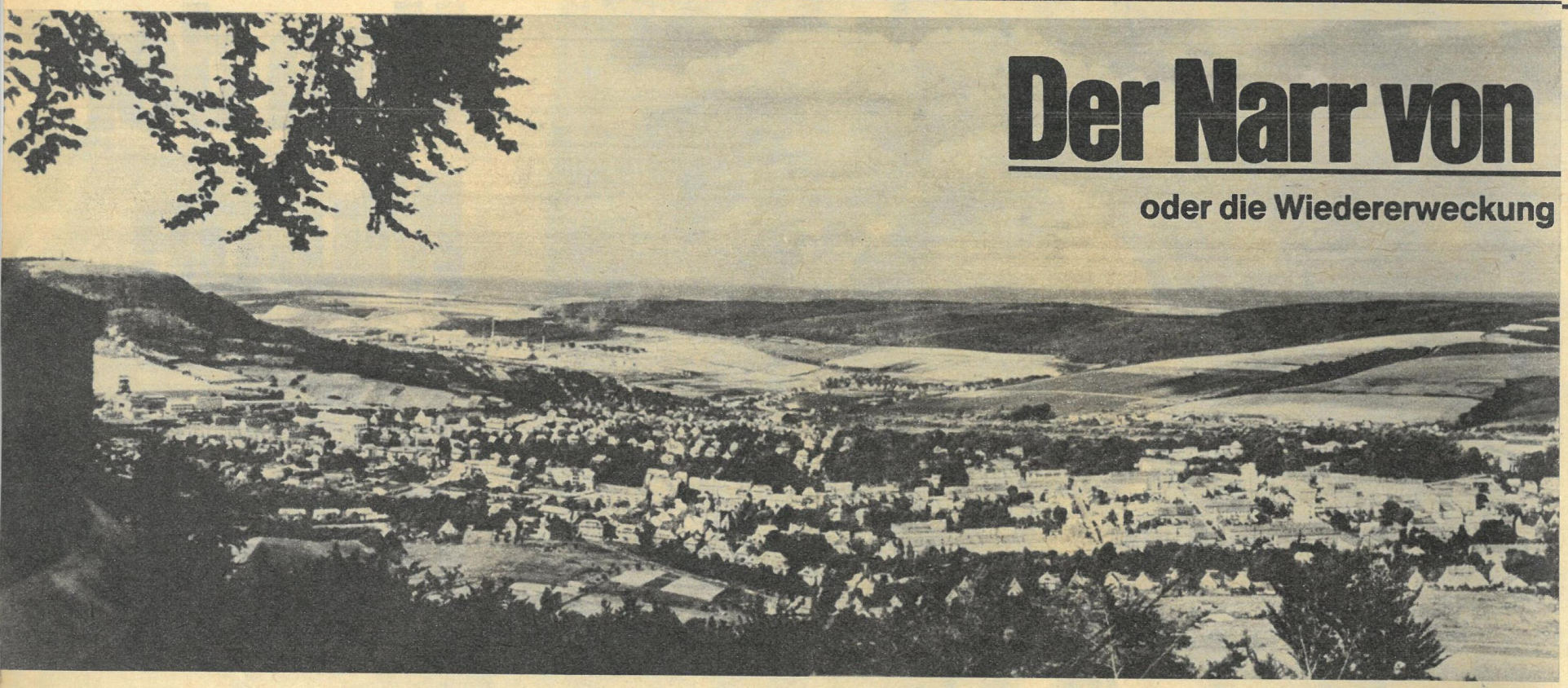
VEB Kombinat Chemieanlagenbau Leipzig-Grimma: 32 000 Beschäftigte in 12 Betrieben – Anlagen zur Aufbereitung von Erdöl und Erdgas, für die Herstellung von Plasten und Chemiefasern, zur Luftzerlegung; Eindampfanlagen und Fermentoren für die Lebensmittel- und die mikrobiologische Industrie – Ende April die 500 000. Tankstellenzapfsäule für Vergaser- bzw. Dieselkraftstoff in die UdSSR geliefert. – Zu den neuesten Erzeugnissen gehören ein Behälter für flüssig-heiße Polyurethankomponenten in Containerausführung zum Straßen-, Schienen- oder Schiffstransport sowie Erdölaufbereitungsanlagen zum Einsatz in den Polargebieten der Sowjetunion, weitgehend automatisiert und bedienungsfrei, funktionstüchtig noch bei Frösten von −65 °C.

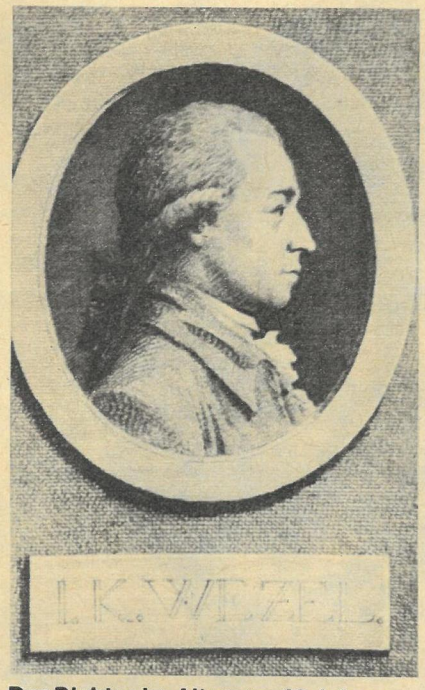
Von der Mulde zum Donezk

Foto: D. Christel

Der Narr von

oder die Wiedererweckung





Der Dichter im Alter von 33 Jahren. Kupferstich von Geyser

Wer auf das zwischen Windleite und Hainleite im Tal der thüringischen Wipper idyllisch gelegene Städtchen Sondershausen herabschaut, macht sofort die alte Kirche St. Trinitatis aus. In ihrer unmittelbaren Nähe befindet sich das Wezel-Haus, ein unscheinbarer, schmalbrüstiger Fachwerkbau. Vor einiger Zeit las ich von einem bis dato weithin unbekannten deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts, der hier in der Enge einer ehemals kleinen duodezfürstlichen Residenz gelebt, gearbeitet und gelitten hatte. Im Brockhaus von 1928 erhielt ich die Auskunft; W e z e l , Johann Karl, Verfasser humoristischer Romane. Eine Lokalberühmtheit? Autor von Trivialliteratur? Auf jeden Fall verstaubt, vergessen, abgetan, für Leser und Literaturgeschichte seit fast zweihundert Jahren so gut wie tot.

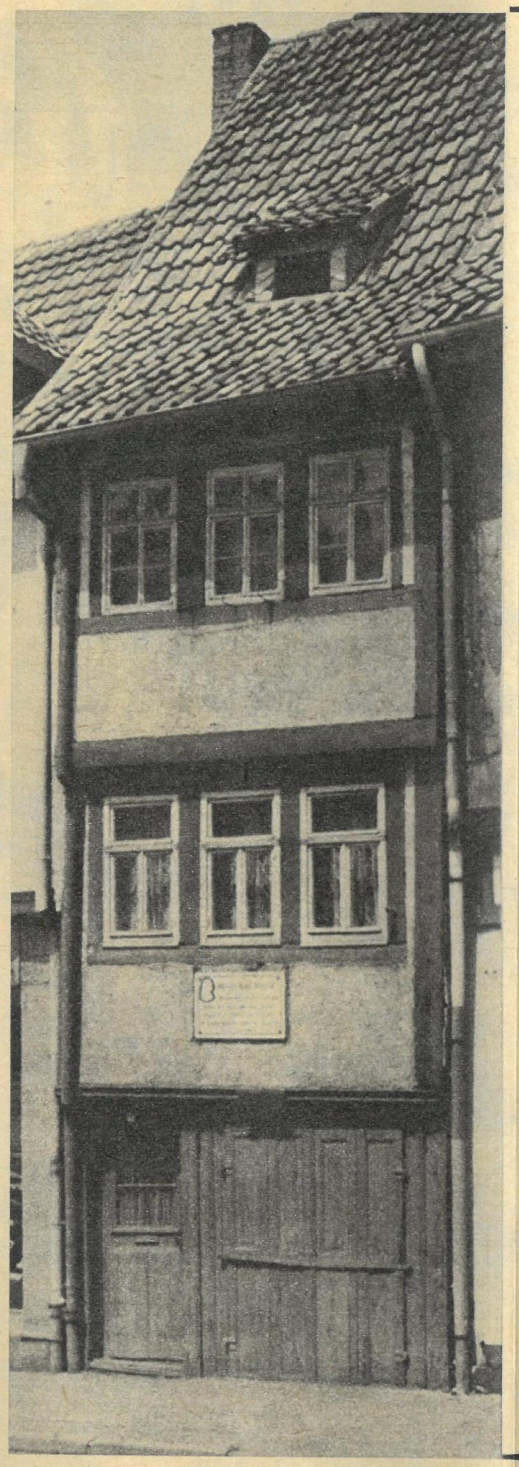
Im Kirchenregister steht neben der sachlichen Eintragung von Wezels Sterbedatum die in solchen Dokumenten unübliche ausschweifende Bemerkung: „... einer der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands ...“ Man stutzt. Man hat ein schlechtes Gewissen. Wieso hat man ihn nicht gekannt? Ist da nicht ein Widerspruch? Manche Zeitgenossen dieses Mannes jedenfalls hielten mehr von ihm, so scheint es, als die Nachwelt.

Die Nachwelt wußte, außer einigen Literaturwissenschaftlern, bis vor wenigen Jahren nichts von einem Wezel, der in den Jahren zwischen 1773 und 1785 mit seinen Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Essays nicht nur zu den produktivsten, sondern auch zu den aussagestärksten und progressivsten Erscheinungen der deutschen Aufklärung gehörte. Erst in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts machte die Leningrader Germanistin Maria Tronskaja in ihrer Abhandlung „Die deutsche Prosasatire der Aufklärung“ auf diesen vergessenen und, wie sich herausgestellt hat, totgeschwiegenen Dichter aufmerksam, dessen Werk sie als erste vom Standpunkt marxistischer Literaturwissenschaft interpretierte. Sie stellte Wezel im Kampf um menschlichen und sozialen Fortschritt an die Seite Herders und Goethes.

Maria Tronskaja war, wie sie später berichtete, in der Leningrader Staatsbibliothek auf den damals klanglosen Namen „Wezel“ gestoßen, dessen „Robinson Krusoe“ sie in einer russischen Übersetzung gelesen hatte. Der erste Teil dieses Romans ist eine im Sinne der eigenen philosophischen Anschauungen Wezels bearbeitete Fassung der berühmten Geschichte von Daniel Defoe; der zweite Teil jedoch teilt nichts als den Namen mit Defoes Roman. Er ist eine eigenständige literarische Leistung Wezels, die seine materialistische Sicht auf die Wirklichkeit offenbart. Durch diese Lektüre angeregt, beschäftigte sich Maria Tronskaja nun auch mit Wezels erstem Roman, der „Lebensgeschichte des Tobias Knaut“, welcher, wie sie betont, der erste einer ganz neuen Romanart ist, einer, die vom realen Leben ausgeht und sich realistisch-satirischer Darstellungsmittel bedient.

Das 860jährige Sondershausen hat sich zu einer ansehnlichen modernen Kreisstadt entwikkelt. Zu Zeiten Wezels kam hier ein Wanderer des Wegs, ein gewisser Jonas Ludwig von Heß. Als der die Hainleite herabstieg, schien ihm die Stadt nur wie ein „Zusatz des Schlosses” zu sein. Heute hat sie sich bis an und über die Hänge und tief hinein ins Wippertal ausgedehnt. Der leistungsstarke Kalibergbau und das über die Bezirksgrenzen hinaus bekannte Loh-Orchester haben ihr den Ruf einer „Musik- und Bergarbeiterstadt“ eingetragen. Die Denkmalsschützer haben hier freilich wie in anderen alten Städten ihre Probleme. Dennoch spürt man, daß die nicht unbewältigt bleiben. Sondershäuser sind traditionsbewußt. Das Sterbehaus ihres größten Sohnes steht auf ihrer Liste, erst kürzlich erhielt es eine neu redigierte Gedenktafel. Eine Straße wurde jüngst nach Johann Karl Wezel benannt.

Jonas Ludwig von Heß vergaß nicht, Wezel zu erwähnen. Er war nicht der erste und nicht der letzte, der dazu beitrug, das Bild



Das Sterbehaus Johann Karl Wezels im Umfeld der alten St. Trinitatiskirche von Sondershausen (rechts daneben)

Sondershausen

eines kritischen Geistes

des Dichters zu verfälschen. Kritiklos schrieb er alles auf, was der Sondershäuser Hof über den „wahnsinnigen Wezel“ zusammengetratscht hatte. Sondershäuser Bürger früher, wenn man sie nach Wezel fragte, fragten zurück: „Ach, meinen Sie den Verrückten, der sich für den Sohn des Fürsten oder für Gott selber hält?“ Sondershäuser Bürger heute wissen, daß Wezel ein bedeutender Schriftsteller und kein Narr war; sie können inzwischen in ihrer Buchhandlung einige Werke des einst wegen seiner scharfen Gesellschaftssatire geschmähten Dichters kaufen. Ich erwarb dort seine soeben bei Rütten & Loening erschienenen „Satirischen Erzählungen“; im vorigen Jahr machte der DDR-Leser Bekanntschaft mit Wezels Roman „Kakerlak“ – die Geschichte eines Gelehrten, der wie Faust der grauen Theorie überdrüssig ist und das wirkliche Leben sucht.

Das wirkliche Leben zu erfassen und darzustellen war das erstrebte Ziel des Aufklärers Wezel, dessen überraschende, ja sensationelle Auferstehung wir neben genannter sowjetischer Germanistin und einer Reihe von Wissenschaftlern der DDR und anderer Länder auch einer Gruppe von Sondershäuser Bürgern zu verdanken haben, die sich im Kulturbund der DDR in einem Arbeitskreis „Johann Karl Wezel“ zusammenfand. Die Mitglieder dieses Arbeitskreises sammeln die Forschungsergebnisse von Wissenschaftlern aus neun Ländern und bemühen sich in vielfältiger Weise um ein neues unverfälschtes Wezelbild. Sie gruben Dokumente aus, sahen Kirchenbücher durch, durchforschten Bibliotheken nach biographischen Details. Ihre Tätigkeit wurde durch eine Beitragsfolge in der Zeitung „Das Volk“ angeregt. Maria Tronskaja, mit der sie Verbindung suchten und bis heute unterhalten, ermunterte und unterstützte sie in ihrer Arbeit. Die Wissenschaftlerin hebt ganz besonders die Verdienste des Arbeitskreises und seines Leiters Karl-Heinz Meyer bei der Widerlegung der „Lüge vom wahnsinnigen Wezel“ hervor. „Die energischen Bemühungen dieses Arbeitskreises“, schrieb sie unlängst, „sowie die im Staatsarchiv Rudolstadt“ (vom Direktor und vom Arbeitskreis, d. V.) „gefundene Akte waren die wichtigsten Impulse zur neuesten Wezelforschung.“

Johann Karl Wezel wurde 1747 in der Familie eines fürstlichen Reisemundkochs geboren. Es besteht jedoch die begründete Vermutung, daß er der aus einer Liaison hervorgegangene Sohn des Fürsten Heinrich von Schwarzburg-Sondershausen mit einer Bediensteten war. In der noch heute in ursprünglicher Gestalt erhaltenen Stadt- und Landschule in der Pfarrstraße erwarb er solche Kenntnisse, daß er später, zu gleicher Zeit wie Goethe, in Leipzig studieren konnte. Da er aus ärmlichem Elternhaus kam, blieb ihm, wie anderen Dichtern seiner Zeit – denken wir an Jakob Michael Lenz oder Friedrich Hölderlin – nur das elende Amt eines Hofmeisters. In Leipzig und Wien gelang es ihm trotzdem, sich in wenigen Jahren als erfolgreicher Schriftsteller durchzusetzen. Aber bald zogen ihm seine unverblümten Angriffe gegen fürstliche Willkür, literarische und philosophische Vorurteile, gegen Kirche und Religion den Haß der Herrschenden zu. Deshalb verwehrte ihm die kursächsische Zensur die Veröffentlichung seiner Werke, deshalb stempelte ihn die Regierung der Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen als Verrückten ab. Wezel starb 1819 zu Sondershausen, er erhielt ein Armenbegräbnis.

Die Germanistin Maria Tronskaja aus Leningrad

Der Wiedererweckung, so meinen die Wezelianer von Sondershausen, muß eine Wissensverbreitung notwendig folgen. Deshalb bleiben die Mitglieder des Kulturbund-Arbeitskreises nicht unter sich, sie gehen mit Vorträgen, literarischen Lesungen, mit Ausstellungen in die Betriebe und Schulen, um ihren Dichter ins allgemeine Bewußtsein zu rufen.

Johann Karl Wezel setzte dem 1779 beginnenden Kesseltreiben gegen sich sein Wort entgegen: „... Denn haben meine Schriften wahren Werth, so bin ich gewiß, wie von meiner Existenz überzeugt, daß ihnen alles dieses Toben und Wüten nichts angewinnen wird: sie müssen, wo nicht gleich, doch endlich einmal über Kabale und Verläumdung siegen!“

Helmut Zemke

Fotos und Reproduktionen: Köhler, Arbeitskreis „J. K. Wezel“.

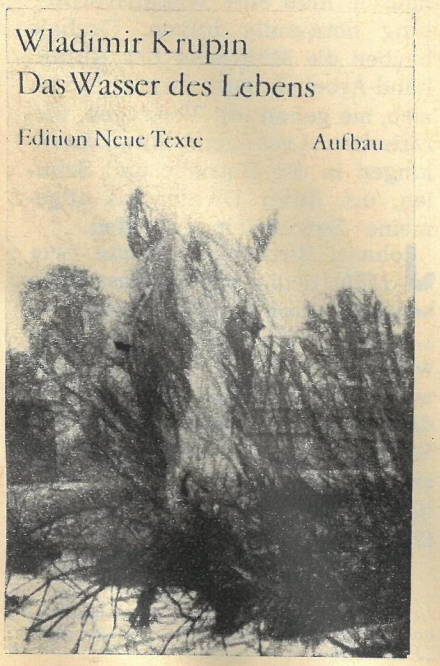
Kirpikows Abenteuer

Großvater, erzähl' die Geschichte, bettelt Mascha, die Enkelin, und Kirpikow, dem Maschenka das Leben neu angefacht hat, „... als wäre es fünfzig Jahre lang irgendwohin entschwunden gewesen und nun wiedergekehrt ...", legt los. Also, da hatten ihn doch einst, den Knirps Sanka, so alt wie die Enkelin jetzt, die Bauern des Dorfes nach dem Wasser des Lebens geschickt. Man warf ihn einfach in die Luft, und schon träumte er, der Himmel würde sich öffnen, und er hole das Wasser und lande danach wieder weich im Stroh des Heuschobers mit einer Flasche im Arm. Kirpikow erinnert sich, wie es wirklich war: Das Wasser des Lebens entpuppte sich als scharfes Wässerchen. Aber das brauchte ja Maschenka nicht zu wissen. Großvater erinnert sich aber auch, daß er jener sinnverwirrenden Flüssigkeit zu Zeiten selber, mehr als ihm guttat, zugesprochen hatte und vom Herrgott mit einer Herzattacke bestraft worden war. Unversehens sieht sich unser Held der Frage gegenüber: Wie lebt man richtig?! Und da er ein philosophisch veranlagter Mensch ist, entsagt er dem Wässerchen, um das Wasser des Lebens zu suchen, das, wer von ihm trinkt, von allen Leiden erlöst, vom Suff heilt und mit Klarheit begabt. Es macht die Dünnen dicker und die Dicken dünner und überhaupt alle überaus glücklich. Für Kirpikow liegt in dieser wundertätigen Tinktur die Wahrheit. Er möchte seinem Dasein einen neuen Sinn geben, obwohl er sich seines bisherigen Lebens nicht zu schämen braucht. Die Erinnerungen Kirpikows an seine erste Existenz tragen das siebenfache Siegel von schwerer Arbeit, Not und Entbehrungen, Krieg und mühevollem Neubeginn. Er hat sie ehrenvoll bestanden, die Jahre, dennoch befallen ihn Zweifel, ob das Ganze wesentlich gewesen. So wendet er sich den Büchern zu. Er lernt und versucht zu begreifen, was diese Welt zusammenhält.

Wladimir Krupin, Jahrgang 1941, in einem Dorf des Kirower Gebiets geboren, stand mit dieser Erzählung 1980 schlagartig im Mittelpunkt des Interesses. Der ehemalige Schlosser zeigt sich hier als hervorragender Kenner der Gedanken- und Gefühlswelt einfacher Leute, besonders der älteren Generation, denen die Sorge um die Bewältigung des Daseins bisher keine Zeit und Kraft gelassen, sich auf sich selbst zu besinnen. Das Märchen von der sagenhaften Heil- und Erkenntniskraft des Lebenswassers wird in dieser originellen Geschichte zu einer Aufforderung an jeden, sich um den Sinn seines Lebens selbst zu kümmern. Es gibt sie nicht in der Wirklichkeit, diese Quelle, aus der man das allgemeine Glück für jedermann schöpfen könnte. Kirpikows Abenteuer, an deren Ende jene Weisheit steht, sind turbulent, grotesk, phantastisch. Es sind die Abenteuer eines Mannes von einigem Verstand, der, wenn auch spät, hinter das Geheimnis der Frage kommt, wie man richtig lebt. Großvater Kirpikow ist ein unheroischer Held, der sich nicht scheut, komisch und kauzig zu wirken, wenn es ihn der Wahrheit um eine Winzigkeit näher bringt.

Wladimir Krupin hat diesen Kirpikow keineswegs am Gängelband einer vorgefaßten Idee, er läßt ihn laufen und er läßt ihn reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und es scheint, daß der Autor selber neugierig ist, wie sich sein Geschöpf am Ende zurechtfinden wird. Wir jedenfalls verfolgten die Wege dieses klugen und gütigen Alten mit dem größten Vergnügen und können die Lektüre nur wärmstens weiterempfehlen: Wladimir Krupin, „Das Wasser des Lebens", erschienen im Aufbau-Verlag Berlin 1984.

Helmut Zemke



Stille

Mehrere Wege führen zum anderen Ufer. Einer über die Brücken, die sich hoch über den Don schwingen. Die jungen Leute wählen das Fährschiff, sind so ihrem Strom näher.

am Don

Ungehörig laut dröhnen die Schiffssirenen. Boote hasten, motorgetrieben, die Wasserstraße auf und ab. Am Ufer poltern Krane. Ausgelassene Wasserspiele an den Badestellen des jenseitigen flachen Ufers. – Stille am Don?

Dabei hat er Ruhe verdient nach seinem fast 1800 Kilometer langem Flußlauf bis hierher, nach Rostow. Der Vater der russischen Ströme reckt sich, ufert dabei bisweilen zur schier endlosen Steppe hin aus. Es scheint, als schwelge er ein letztes Mal im Überfluß. Am eisernen Geländer des Kais lehnend, wähnen wir uns im Parkett, da, wie im Film, immer neue Bilder vorüberziehen. Der Strom trägt dazu die Kulissen. Hinsehen, hinhören, die Gedanken fließen lassen...

Einst besuchte Gorki hier eine seiner „Universitäten", sah vom Hafen aus den Don schwermütig dahinfließen, bisweilen aufbrausen. Katajew pries die Lebenslust, die vom Strom auf die Menschen überkommt, nannte die Don-Stadt Rostow die lebendigste im russischen Süden. Anders Oskar Maria Graf. In den ersten dreißiger Jahren den südlichen Don entlangfahrend, erinnerte ihn die Gegend an viele der von Tschechow hier empfundenen und verfaßten melancholischen Geschichten. Aber wer kannte den Don besser als Scholochow, den lauten und den stillen Don und vor allem die Menschen, die mit dem Strom lebten.

Auf der Uferpromenade begleiten die Rostower ihren Don ein Stück stromab. Vom Handelshafen bis hinunter zu den Passagierkais am Flußbahnhof, wo die Hotelschiffe ihre Gäste zum Landgang entlassen. Mittendrin junge Leute, die zum anderen Ufer übersetzen wollen, um dort ihr Wochenende zu genießen. Beladen mit Sack und Pack und – der Gitarre. Ein Stück weiter lauschen wir im Park dem Fiedler, der sich für ein nachmittägliches Konzert einspielt.

Da übertönt Donnergrollen das Lied des Stromes. Der zürnt und schickt dunkle Wellen gegen uns. Noch ehe sich die Wolken in den Hängen verfangen, an die sich die Fast-Millionen-Stadt lehnt, ist die Promenade leergespült. Warmer Regen wäscht sie. Lauer Wind trocknet sie bald. Wieder beleben die Rostower das Ufer, hier, wo vor 236 Jahren ihre Stadt geboren wurde. Zollhäuser, Silos, der Hafen an der Kreuzung der Handelswege nach Nord und Süd, zum Mittelmeer und rund um den Kontinent. Alles andere kam später dazu. Auch der Name. Den lieh man sich von dem ehrwürdigen Rostow im russischen Norden, legte aber ausdrücklich Wert auf den Beinamen „am Don".

Die Menschen, die Stadt, der Strom, sie gehören zusammen. Des Tags und auch des Nachts. Dann schmückt sich der Don mit unzähligen Lichtern. Und während sich die Unrast des Tages in den Straßen verliert, schlendern die Rostower wieder zum Strom. Zeit für Zweisamkeit. – Stille am Don.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Foto)

Rostow ist eine wasserreiche Stadt. Die Menschen genießen und nutzen es, legten weite Parks an und pflegen sie. Sie vergleichen sie oft mit einem blühenden Garten.

Antoni Lange

Beherrscher der Zeit

Antoni Lange (1861–1929) gehörte zu den bedeutendsten Talenten der polnischen Lyrik seiner Zeit, war als Übersetzer von Werken der europäischen Literaturen tätig und ein hervorragender Kenner der altindischen Literatur. Als Prosaautor bevorzugte er phantastische Sujets in der Art der wissenschaftlichen Utopien eines Jules Verne oder eines H. G. Wells. Die hier veröffentlichte Geschichte entnahmen wir dem von Julian Tuwim zusammengestellten und soeben beim Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig und Weimar, erschienenen Novellenband „Pinettis weiße Rose". Die Übersetzung besorgte Sigrid Moser.

Am Donnerstag kam Professor Jan Kanty Szelest schon gegen ein Uhr zur mittäglichen Erfrischung nach Hause, wo ihm der Portier einen vom Postboten gebrachten Brief und ein kleines Paket aushändigte. Sowohl der Brief als auch das Päckchen waren aus Indien abgeschickt worden und kamen von Symforion Larysz.

Larysz, ein namhafter Wissenschaftler, war vor mehr als einem Jahr nach Indien gereist, um die brahmanische Psychophysik und weitere mit diesem Stoffgebiet verbundene Fragen zu erforschen. In der wissenschaftlichen Welt war Larysz vor allem als Erfinder eines neuen Mikroskops bekannt geworden, das man Metamikroskop nannte.

Das Metamikroskop von Larysz war so gebaut, daß die zu untersuchenden Organismen mittels einer Anzahl kleiner Konkav- und Konvexspiegel, die mit dem verbesserten Mikroskop verbunden waren, auf einer Leinwand millionenfach vergrößert wurden, also das Format von einem Meter erreichten. Professor Szelest hatte Botanik studiert und erforschte die Geheimnisse der pflanzlichen Struktur; sein besonderes Interesse galt der Zirkulation der Säfte, der Entwicklung der Zellen, den Wachstumserscheinungen. Dieses Wachsen auf frischer Tat zu ertappen, das innere Wesen des Phänomens zu durchsuchen, in die Erscheinungen einzudringen, die mit diesem Geschehen unmittelbar zusammenhängen – das war Szelests Wunschtraum. Mit großer Begeisterung hatte er das Metamikroskop von Professor Larysz begrüßt, aber auch mit dieser Konstruktion waren die Schwierigkeiten noch nicht zu überwinden; für das Ziel, das sich Szelest gestellt hatte, war es nötig, die Herrschaft über die Zeit zu erringen. Wie aber sollte man die Zeit beherrschen? Wie den Augenblick ins Unermeßliche ausdehnen? Kurz gesagt, mit welchen Mitteln konnte man bei der Kategorie Zeit das erreichen, was das Mikroskop bei der Kategorie Raum bewirkte? Über diese Rätsel hatte Szelest mit Larysz oftmals lange Dispute geführt. Was das Wesen der Zeit anging, so hatte Larysz seine eigenen, wenn auch noch nicht völlig klaren Vorstellungen, und er rechnete damit, daß ihm die indische Psychophysik helfen werde, etliche Lücken in seinem Denken zu schließen. Seit langem hegte er die Absicht, nach Indien zu reisen, und als er sein Vorhaben schließlich verwirklichte, sicherte er Professor Szelest zu, daß er ihn im gegebenen Fall von seinen Forschungsergebnissen sofort in Kenntnis setzen werde. Deshalb nahm dieser das Päckchen nun aufgeregt zur Hand und öffnete es. In der Sendung fand er ein kleines Fläschchen, es enthielt hundert Gramm von einer roten, an Kirschsaft erinnernden Flüssigkeit. Oben war ein weißes Kärtchen befestigt mit indischen Schriftzeichen, die Szelest nicht lesen konnte, darunter stand in lateinischen Buchstaben: Anehaspati. Und das war der Inhalt des Briefes: Lieber Jan Kanty! Endlich kann ich Dir eine glückliche Nachricht in unserer Angelegenheit übermitteln. Der Zufall half mir in geradezu vollendeter Weise. Erinnerst Du dich unseres Pariser Kollegen, des Inders Radsendra Lalamitra? Ein Mann, mit allen Gebieten europäischen Wissens ebenso vertraut wie mit der uralten Weisheit der Brahmanen. Es ist schwer zu leugnen, daß Europa, zu welcher Vollkommenheit es auch in der Technik gelangt ist, dennoch vernachlässigt hat, die Geheimnisse der menschlichen Seele zu erforschen. So nimmt es nicht wunder, daß wir hinsichtlich der psychischen Erscheinungen die reinsten Kinder sind, wenn wir uns das grenzenlose und unergründliche Wissen der Brahmanen in diesen Dingen vor Augen halten.

In der Stadt Hastinapura angelangt, hatte ich das Glück, Lalamitra zu treffen, der sich übrigens vorrangig den politischen Problemen zugewandt hat. Ihm verdanke ich jedoch die Bekanntschaft mit einigen Brahmanen wie Nissikanta, Tschandraloka, Ramassita und anderen; Menschen, die sowohl ihrer Tugend als auch ihrer Weisheit wegen der allerschönsten Wertschätzung würdig sind. Diese Männer haben sich außerordentlich viele Gedanken gemacht über das Phänomen der Zeit, die eine völlig andere Kategorie darstellt als der Raum, wenn auch beides eng miteinander verknüpft ist. Die Zeit besitzt nicht nur einen äußeren, sondern auch einen inneren Wert. Wenn wir in indischen Büchern lesen, daß dieser oder jener Heilige zehntausend Jahre gelebt habe – dann bedeutete das einzig, daß er imstandé war, eine Stunde auf Hunderte von Jahren auszudehnen; mit der Macht seines Geistes konnte er die Zeit nach seinem Wunsch strecken, und er verlängerte sein Leben um mehr als das Hundertfache, indem er ihm eine unerhörte Intensität verlieh. Ob heute, morgen oder gestern – nach der indischen Weisheit ist das alles das gleiche. Eine Minute, die man in höchster geistiger Konzentration verbringt, bedeutet genausoviel wie hundert Jahre; umgekehrt aber haben hundert Jahre pflanzlichen oder mineralischen Lebens nur den Wert einer Minute. Die Dehnbarkeit der Zeit läge demnach in unserer Macht. Die Hindus wissen darum, und soweit ich mich erinnere, hat uns Lalamitra erzählt, daß sie sogar im Besitz einer bestimmten geheimnisvollen Pflanze sind, die man ‚Beherrscher der Zeit' nennt und die auf mechanischem Wege bewirkt, was die anderen durch geistige Vollkommenheit erreichen. Die Brahmanen besitzen

Zeichnung: Reiner Schwalme

nämlich zwei Methoden, die Macht der Zeit zu brechen, über sie zu herrschen, letztlich einfach aus den Fesseln der Zeit zu steigen.

Die erste und höhere Methode ist nur denen zugänglich, die die höchste Würde des Geistes errungen haben; dank langer Selbstübung unserer geistigen Kräfte können wir die Zeit auf unseren Befehl zum Stillstand bringen, sie zieht sich in das allerfernste Gestern zurück oder fließt ins unbekannte Morgen, drängt ganze Zeitalter in einem Augenblick zusammen oder dehnt umgekehrt eine Minute auf Jahrhunderte aus; schließlich verschwindet, unserem Willen gemäß, die Zeit vollends, wir stehen außerhalb der Grenzen ihrer Erfaßbarkeit, wir haben, mit anderen Worten, die Unsterblichkeit erobert.

Die zweite und niedrigere Methode stützt sich auf physiologische Grundlagen, nämlich auf den Verzehr einer bestimmten Frucht. Diese zweite – so erklärte mir Nissikanta – ist für euch Europäer – euch dickhäutige und fleischfressende Lebewesen – die angemessenere, wenn auch keine dauerhafte Methode; die erste zu begreifen, werdet ihr tausend Jahre brauchen.

In Begleitung einiger Brahmanen habe ich mich ins Himalaja-Gebirge aufgemacht, um dieses

Pflänzchen zu erlangen. Es ist eine Staude mit dem Namen Anehaspati, das heißt Herr, Beherrscher der Zeit; sie erinnert ein wenig an unsere ‚Unbefleckte' oder an Agnus castus, hat kleine Beeren von schöner Farbe, wie Nertera depressa. Ihr Geschmack ist mild und etwas säuerlich. Der Genuß von drei oder vier Beeren genügt, und beinahe augenblicklich beginnt sich unsere gewöhnliche Zeit für fünfzehn bis zwanzig Minuten in Hunderte und Tausende von Jahren zu verwandeln. Das Pflänzchen kommt äußerst selten vor; es wächst nur auf zwei Bergen, Taravanta und Matravanta, in einer Höhe von zehnbis zwölftausend Metern. Dort hinauf führt ein schöner, aber steiler und gefährlicher Weg. Meine brahmanischen Führer geleiteten mich indessen glücklich bis zum Gipfel, wo ich einen auserlesenen Vorrat der Anehaspati sammeln konnte. Nach Hastinapura zurückgekehrt, nahm ich diese Beeren mehrmals zu mir und überzeugte mich von ihrer geradezu wunderbaren Wirkung. In der so mechanisch verlängerten Zeit erblickst du vier- bis fünftausendmal mehr Erscheinungen als im normalen Zustand, oder vielmehr, du kannst eine Erscheinung in vier- bis fünftausend einzelne Momente zergliedern, wobei das Ganze eine völlig neue, unerwartete, von unserer gewöhnlichen Wahrnehmung abweichende Gestalt annimmt.

Mikroskopische Untersuchungen mit Hilfe von Anehaspati eröffnen uns ganze Welten bisher unbekannter Geheimnisse. Ich schicke Dir das Pflänzchen in Form eines Sirups, hoffe aber inständig, daß die Beeren auf der langen Überfahrt nicht ihre Eigenschaft eingebüßt haben. Der Sirup ist haltbar, jedoch wirkt er bestimmt nicht so stark wie das frische Gewächs. Nimm für einen Versuch nicht mehr als zehn bis zwölf Tropfen, am besten in einem Glas guten Burgunderweins. Ich muß Dich darauf vorbereiten, daß Du nach dem Genuß für eine oder zwei Minuten das Bewußtsein verlierst; danach kannst Du aber unmittelbar, gleichsam mit verjüngter Seele, an die Untersuchungen gehen. Bleib gesund, und schreib mir nach Hastinapura von den Ergebnissen Deiner Experimente. Radsendra Lalamitra bittet mich herzlich, Dich seiner Ergebenheit zu versichern, ebenfalls meine Brahmanen-Meister, denen ich von dir erzählte.

Professor Szelest war wie berauscht. Schon fühlte er sich als Herr der Zeit, schon wollte er, ohne zu überlegen, zehn Tropfen von dem ihm übersandten Sirup trinken, aber es gelang ihm, sich einstweilen noch etwas zurückzuhalten. „Ruhig, ruhig", redete er sich selbst zu, und dann bereitete er zunächst das Mikroskop vor und stellte die Leinwand auf. Danach begann er unter den Präparaten das geeignetste auszusuchen. Er hatte die verschiedensten in Paraffin konservierten Schwämme und Pilze, hatte Bazillen, Mikrokokken und Spirochäten, hatte Laubouleniales, unsichtbare Moose, die auf dem Leib von Wasserkäfern gewachsen waren. Und schließlich besaß er eine goldgrünlich gefärbte Flechte, die er von einer Fuchsie entfernt hatte. Ihr gab er den Namen einer Frau, die er einst sehr geliebt, jedoch allzufrüh verloren hatte, er nannte sie Vandamaria Szelesti.

Eben diese Flechte wählte unser Professor für seine Untersuchungen aus. Auf die entsprechende Stelle des Mikroskops legte er das Glas mit dem Präparat, stellte die Spiegel auf und richtete sie auf die Leinwand.

Er zog die Vorhänge des Laboratoriums zu, und sogleich erblickte er auf der Leinwand das Bild, das ihm – er konnte sich gar nicht erklären, warum – heute verschwommen vorkam. Dieses fast einen Quadratmeter messende Bild wirkte wie eine Ansammlung wassergrüner Kugeln mit goldgetönten Kernen; glasige Säfte wälzten sich durch die regenbogenfarbig schimmernden Zellen; danach verdunkelte es sich.

Der Professor stellte den Fotoapparat auf und machte eine Aufnahme. Erst danach bereitete er sich auf die neue, unbekannte Arbeit vor. Er nahm ein neues Präparat von Vandamaria und legte es unter das Mikroskop. In feierlicher Stimmung nahm er zwölf Tröpfchen der aus Indien erhaltenen Flüssigkeit und wartete die Wirkung ab. Im ersten Augenblick empfand er keinerlei Veränderung, bald aber wurde ihm schwarz vor Augen, und er hatte das Gefühl, als ob er in einen durch Chloroform bewirkten Schlaf versinke. Sein Bewußtsein war jedoch noch klar genug, daß er seinen Geisteszustand beobachten konnte; er spürte, wie sich ein neues Fluidum in ihm ausbreitete, so, als sei er derselbe wie vorher und zugleich ein anderer.

Szelest nannte dieses Fluidum später: multiplicator temporis. Indem er sich umblickte, fühlte er mehr, als er es sah, daß die Welt stillstand. Für einen Augenblick befand sich unser Forscher in völliger Finsternis und Bewußtlosigkeit.

Plötzlich erwachte er, er spürte eine weitaus stärkere geistige Konzentration als je zuvor. Er fühlte sich gewissermaßen von neuen Kräften erfüllt, vielmehr, einem höchst intensiven Gefühl für die neue, vierte Dimension: die Zeit.

Er blickte auf die Uhr: Sie zeigte 2 Uhr, 12 Minuten, 37 Sekunden, 5 Tertien, das notierte er rasch.

Die Leinwand vor ihm gab das gleiche wider wie vorher, alsbald aber zerteilte sich der Geheimnisse verschleiernde Nebel, immer deutlicher traten Einzelheiten hervor.

Das, was er als Zellplasma betrachtet hatte, war gewissermaßen ein grünlichsilberner Nebelschleier, der mit unglaublicher Geschwindigkeit rund um seine Achse wirbelte. Plötzlich flammte die Nebelwand purpurrot auf und zerfiel in einige Dutzend kleinere und größere Kugeln; eine davon, die im Mittelpunkt befindliche, hatte die Größe einer katalanischen Orange, war von goldroter Farbe und verbreitete im dunklen Laboratorium eine Art Strahlung. Andere – weniger prächtige, aber auffällige Kugeln von grüner Tönung – begannen um diese große rote Kugel herumzuwirbeln, wobei sich jede kreisförmig oder vielmehr in einer Ellipse um sich selbst drehte. Das Licht dieser Kugeln verblaßte langsam und erlosch schließlich, während die orangerote weiterhin leuchtete. In ihrer Kreisbewegung kehrten jene Kugeln der Orange bald die eine, bald die andere Hälfte zu, und wenn sie von einer Seite angestrahlt wurden, tauchten sie mit der anderen ins Dunkle ein. Eine vor allem, sie war von dem kräftigsten Grün, begann Szelests Aufmerksamkeit zu erregen.

Er drehte den Spiegel des Mikroskops so, daß alle Kugeln mitsamt der Orange verschwanden und nur diese eine übrigblieb, der Szelest den Namen Mea, soviel wie ‚die Meine', gab; sie nahm jetzt die ganze Leinwand ein. Ein azurblauer, gleichsam ätherischer Film umgab die ganze Sphäre der Mea. Diese Kugel kreiste unaufhörlich um ihre eigene Achse, einmal war sie wie von Gold angestrahlt und dann wieder grünlichgrau. Je näher der Professor die Bewegungen auf der Kugel betrachtete, desto deutlicher erkannte er die gewaltigen Umwälzungen auf ihrer Oberfläche, von Zeit zu Zeit brachen aus ihrem Innern Dämpfe und Feuer hervor, dann wieder stürzte eine farblose Flüssigkeit, einem Wasserfall ähnlich, aus dem die Kugel umgebenden Film.

Auf dieser Oberfläche unterschied Szelest zweierlei Schichten: grünlichbraune festere, die er ‚Land', und bläuliche flüssige, die er ‚Wasser' nannte. Plötzlich begann aus dem äußeren Film ein weißliches, mehliges Pulver zu rieseln, das aber, was unser Wissenschaftler ‚Wasser' getauft hatte, nahm die Gestalt von Glas an. Die Feuerausbrüche kamen zum Erlöschen, und das, was Szelest als Erde und Meer bezeichnet hatte, gewann eine Zeitlang feste Formen.

Wie in einer Erleuchtung fand Szelest die Methode, die Umdrehungen der Kugel zu berechnen, und er rechnete, daß von dem Augenblick an, als er sie zum erstenmal im Schein der großen Orange erblickt hatte, viertausend Jahre, seit dem Moment aber, als er den Nebelschleier der Vandamaria gesehen, siebentausend Jahre verflossen waren.

Schließlich hatte die Mea Gestalt gewonnen. Das Glas nahm von neuem flüssige Formen an, das weiße Pulver verschwand, und die Kugel fing an, sich mit grünem Moos zu bedecken, mit Gewächsen von merkwürdigem Aussehen, in der durchsichtigen Flüssigkeit (im Meer) aber kamen farbige, zweifellos lebende Wesen zum Vorschein, die Bazillen und Rädertierchen ähnelten. Andere begannen sich im Halbdunkel der Moose und Farne zu tummeln, und wieder andere flogen durch die Luft. Der Professor konnte all diese Lebewesen nicht anders bezeichnen als die Flora und Fauna der Mea.

Jetzt bewegte Szelest einen bestimmten Stift des Mikroskops, und ein bedeutender Teil der Kugel verschwand. Es blieb nur ein Ausschnitt von ihr zurück, der auf einen Meter vergrößert wurde. Der Ausschnitt schien unbeweglich zu sein. Der Professor erblickte etwas wie eine Landschaft, in der man (nach unseren irdischen Begriffen) Meeresufer, Felsen, Wälder, Wildnis unterscheiden konnte. Tausende lebender Infusorien durchquerten diese Räume, fraßen einander auf, kämpften miteinander, vermehrten sich, wuchsen, starben. Generationen folgten auf Generationen, Jahre und Jahrhunderte verflossen, diese Welt aber entfaltete sich immer bunter, offenbarte eine reiche Fülle neuer Erscheinungen.

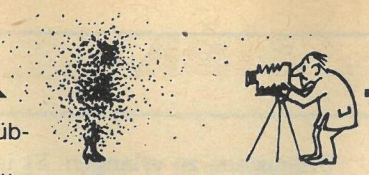
Unter den Bewohnern der Mea wurde ein eidechsenartiges Geschöpf sichtbar, das plötzlich auf den beiden hinteren Beinen zu laufen begann, die vorderen gebrauchte es für den Kampf mit den anderen. Dieses merkwürdige Känguruh (bacillus bepes Szelesti) hatte mannigfaltige Farben: rot, gelb, schwarz, weiß. Szelest beobachtete, daß dieses Komma, das wie ein Floh hüpfte und mit den Vorderpfoten Moos und Farne aus der Erde riß, mit allen Lebewesen im Wasser, in den Wäldern und in den Lüften kämpfte. Obendrein schlossen sich jene Eidechsen nach Farben zusammen und führten verbissene Kriege.

Die weiße Schar fraß die schwarze, die blaue vertilgte die rote und so weiter. Die Bazillen arbeiteten mit unerhörter Energie, wie die Bewohner eines Ameisenhaufens. Sie begannen, nachdem sie eine funkelnde Helligkeit hervorgebracht hatten, Wälder und Felsen zu schlagen und, den Termiten gleich, prismenförmige Lehmhütten zu bauen; auf Schalen fuhren sie hinaus aufs Meer.

Bald jedoch veränderte sich die Gestalt der Mea an zahlreichen Punkten; die Wälder verschwanden, und auf den Lichtungen kamen künstlich gezüchtete Parasitenpilze zum Vorschein. Sie umgaben den Ameisenhaufen wie eine Art Bollwerk. Die Eidechsen lebten, wie wir wissen, nicht in gutem Einvernehmen miteinander, und in gleicher Weise, wie Ameisen das Moos besetzt halten, hielt die weiße Rasse hier die

Fortsetzung auf Seite 43

Die Mücke: Das Insekt, das zu dem



Die Mücken sangen vor, eh als sie einen stechen; Ver leumder lästern drauf, indem sie lieblich sprechen. Logau

Pavel Roswad, ČSSR

Stich um Stich

„Schau mal, Papa, ein Quarz", sagte unser Sechsjähriger und wuchtete eine Steinplatte von beträchtlichen Ausmaßen auf den Tisch. Wir hatten mit strenger Stimme auf ihn eingeredet, daß man das Pflaster nicht beschädigen darf. Doch der Bengel war entschlossen, Steine zu sammeln. „Hör mal, mein Sohn", sagte ich zu ihm nach einem halben Jahr, „siehst du nicht, daß du unsere Wohnung in einen Steinbruch verwandelst?" Aber er ließ sich in seiner Sammelleidenschaft nicht beirren. Während andere Kinder von einer elektrischen Eisenbahn oder Rollschuhen träumten, bat Honza um Geld für Fachliteratur. Und da er selber noch nicht lesen konnte, blieb meiner Frau und mir nichts weiter übrig, als ihm vorzulesen.

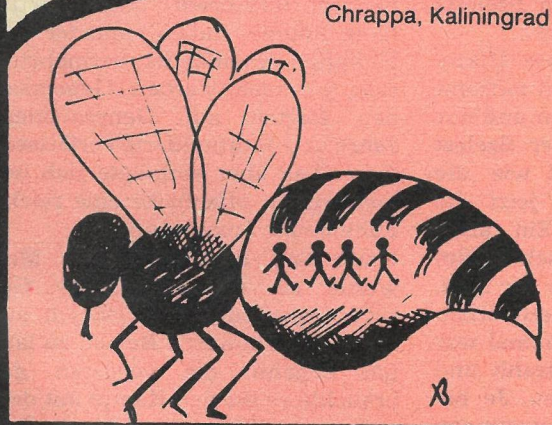
Anscheinend hatte das Bübchen schon mit sieben Jahren seinen beruflichen Weg festgelegt, bis sich plötzlich alles änderte. Eines Abends kam ich nach Hause und konnte weder Feldsteine noch Felsbrocken in unserer Wohnung entdecken. Honzik saß am Tisch und besah sich Briefmarken durch eine Lupe. Von diesem Tag an begeisterte er sich nur noch für die Philatelie, und unsere Wohnung füllte sich mit Marken, Pinzetten und Trockenpapier. An seinem zwölften Geburtstag brachte er einen gigantischen schwarzen Käfer mit nach Hause. Auf unsere flehende Bitte, ihn doch wieder wegzuschaffen, antwortete er mit der Unerschütterlichkeit eines wahren Sammlers: „Nur keine Panik. Das ist der Anfang für meine neue Kollektion. Ein Prachtexemplar von einem Hirschkäfer, findet ihr nicht auch?"

Die Zimmer füllten sich nach und nach mit summenden, raschelnden und stechenden kleinen Wesen. An Sonn- und Feiertagen stapfte unser Sohn mit einer Tasche und vielen Schachteln durch die Vorstädte. „Jeder muß eben seinen Beitrag für die Wissenschaft leisten", meinte das Kind. Er wurde siebzehn, als alle siebentausenddreihundert Käfer, Mücken, Fliegen, Larven wie durch einen Zauber verschwunden waren. An ihrer Statt tauchte an der Tür ein niedliches Mädel in weißem Blüschen auf. „Darf ich bekannt machen: Das ist Aljona." „Der Grundstein für eine neue Kollektion?" fragte meine Frau flüsternd.

Für Verliebte singen sogar die Mücken.
Hannemann

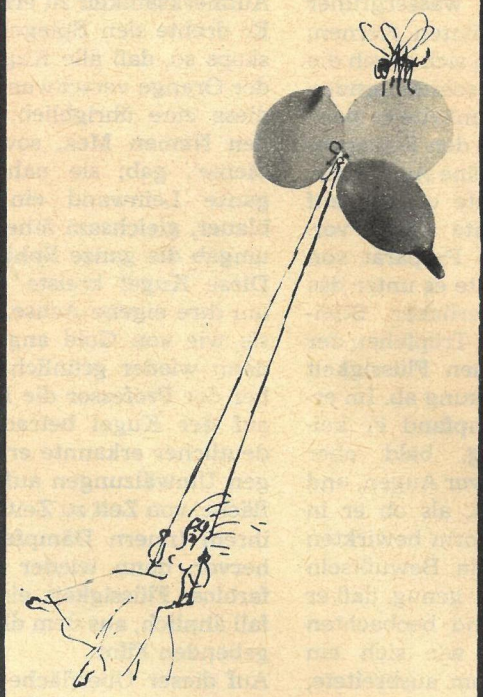
Schmidt

Chrappa, Kaliningrad



Stichtagung
Es wär' Klasse, einsame Spitze,
umsummten Mücken Sitzungssitze:
Die Diskussion käm' dann mit Würze
inhaltsreich auf Minikürze!

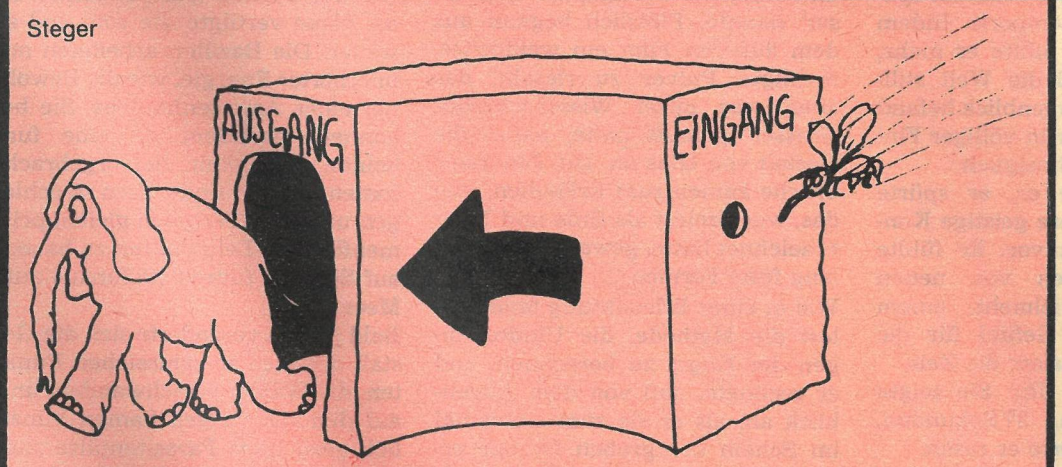
Gürek



Dörck

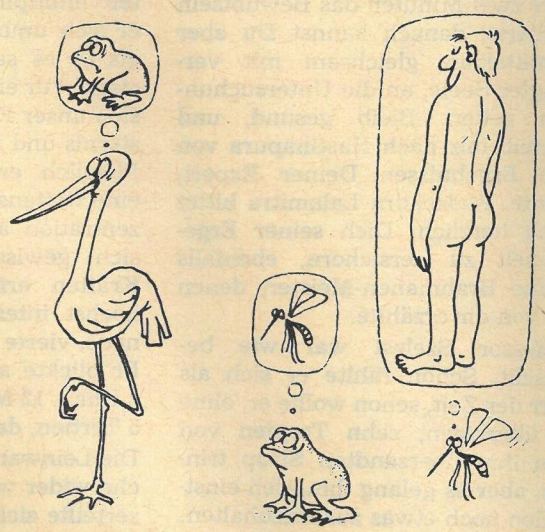
Tjunin, Moskau

Steger



Was einen, wenn man jung ist, als eine Mücke umschwirrte, das wird im Alter zu einer Hornisse.
Wilhelm Raabe

Auch eine Mücke trinkt vom Blut des Löwen.
adygeisch



Deltuva, Vilnius

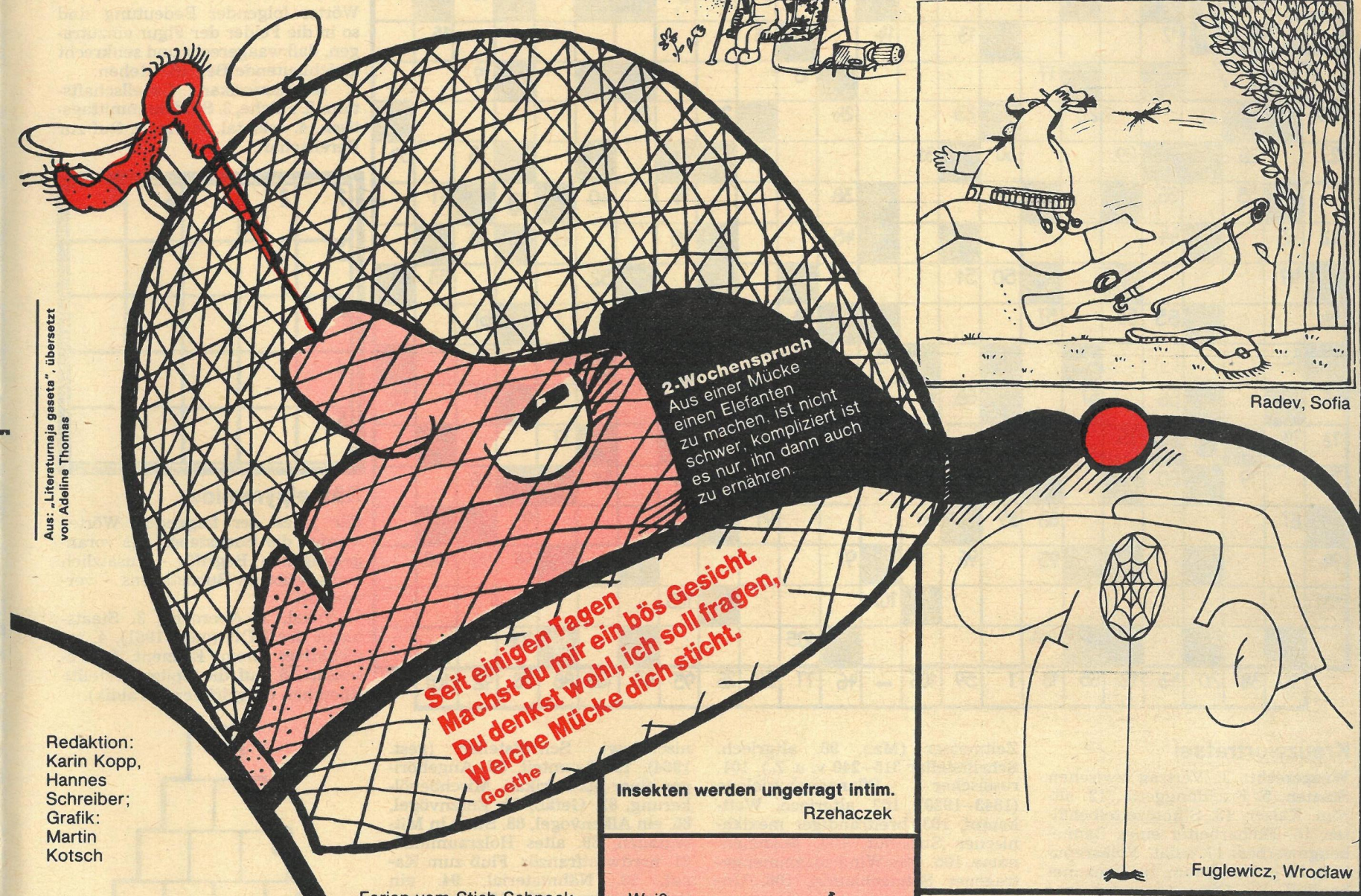
Mücken erregen auf eine bestechende Weise unser Interesse.

Die Eintagsfliege:

Zweck geschaffen wurde, uns die Fliegen sympathisch zu machen. Tuwim

Radev, Sofia

Wer von Schaffens f r e u d e spricht, hat höchstens Mücken geboren. von Ebner-Eschenbach **Ein Liebes sucht das andere.** Luther



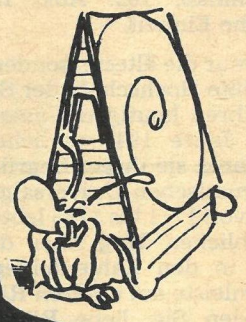
Aus: „Literaturnaja gaseta", übersetzt von Adeline Thomas

Fuglewicz, Wrocław

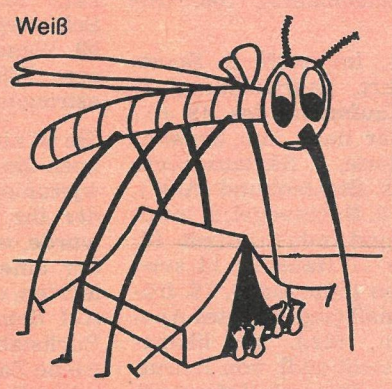
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes
Schreiber;
Grafik:
Martin
Kotsch

Insekten werden ungefragt intim.
Rzehaczek

Ferien-vom-Stich-Schneck von Lippok



Weiß

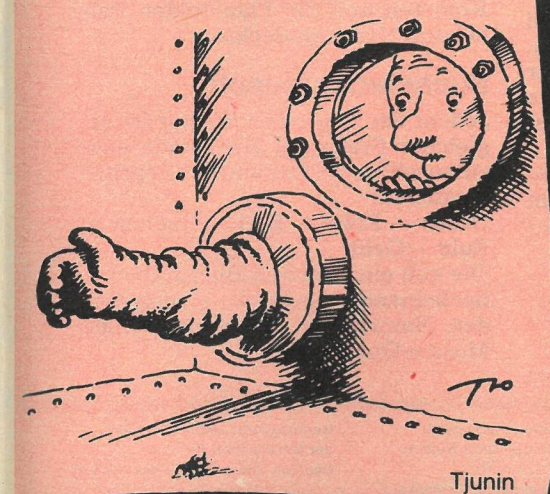


Als Herzog Karl in einem Gasthof zu Mittag gespeist, kommt eine Unzahl Fliegen und speist mit, uneingeladen, und summen miteinander und laufen hin und her und gehören doch so gar nicht an eine fürstliche Tafel. Da wird der Herzog bös und sagt zu der Wirtin: „In Teufels Namen, deck Sie den Mücken besonders." Die Wirtin ist still und tut, wie ihr befohlen. Nach einer Weile tritt sie wieder vor den Herzog, macht einen Knicks und sagt: „Gedeckt ist, befehlen jetzt auch Eure Durchlaucht, daß sich die Mücken setzen."

Berthold Auerbach, 19. Jh.

Und wenn der Himmel trüb,
ist es mir auch nicht lieb,
Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm,
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand;
o wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt.
Ludwig Bechstein

Für eine Mücke ist immer Stichtag.
Hannemann

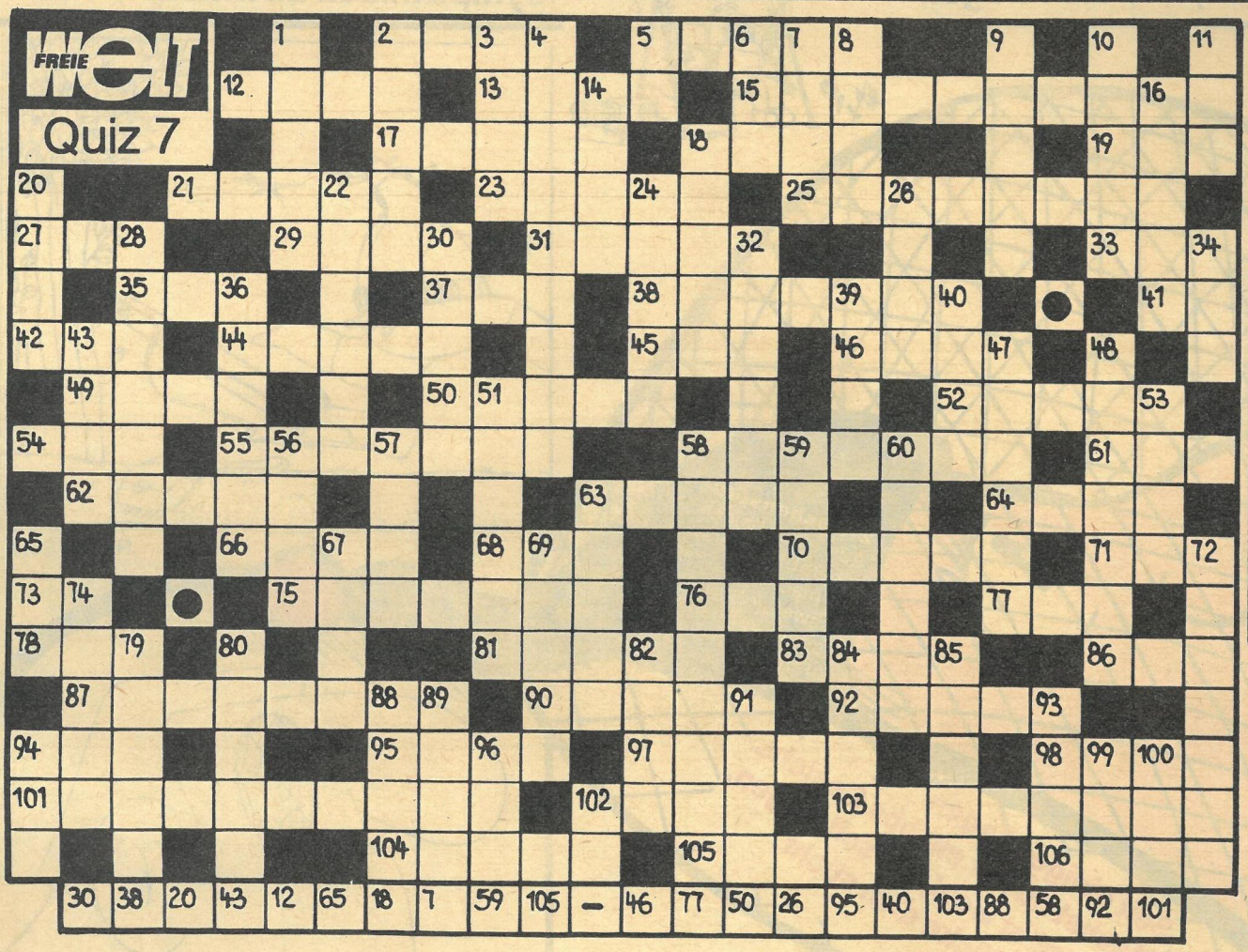


Tjunin

Tesler, Moskau

„Er hat wieder Appetit auf Mücken!"

GESCHICHTE? Das sagt mir nichts. Čapek



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Vertrag zwischen Staaten, 5. Fischfanggerät, 12. altröm. Kaiser, 13. Stimmzettelbehälter, 15. Facharbeiter eines Baunebengewerbes, 17. asiat. Volksrepublik, 18. großer Raum, 19. Donaunebenfluß, 21. Operettengestalt aus „Der Bettelstudent", 23. buddhistischer Sakralbautyp, 25. Ehrerbietung; Verbeugung (latein.), 27. niederländ. Stadt westl. von Nijmegen, 29. Tongeschlecht, 31. russ. Männername, 33. Fußteil, 35. Gefrorenes, 37. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 38. altgerman. Heerführer (von Theoderich 493 ermordet), 41. englisch: nein, 42. russisch: Haus, 44. Schriftstücke, 45. Fluß zum Ob-Busen, 46. sowj. Mittelgebirge, 49. alkohol. Getränk, 50. Tafelgemälde, 52. veraltet für Barbier, 54. Nordlandtier, 55. sowj. Komponist („Weltjugendlied"), 58. Gesellschaftstanz, 61. norweg. Schriftsteller (gest. 1908), 62. tschech. Musikforscher, 63. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 64. Bewohner eines Nachbarstaates der DDR, 66. Fluß durch Leningrad, 68. ein Nestorpapagei, 70. Fruchteinbringung, 71. Erfüllungsstand, 73. chem. Zeichen für Protaktinium, 75. Rundbeet, 76. Waldgrundstück; Hecke, 77. französisch: nein, 78. lateinisch: Kunst, 81. Blume, 83. svw. beweglich, gewandt, 86. poln. Küstenfluß, 87. sagenhafter versunkener Erdteil, 90. ital. Männername, 92. weidmännisch: Nahrungsaufnahme der Wildtiere, 94. dänischer Küstenort im NO Jütlands, 95. Behältnis, 97. Zeitmesser (Mz.), 98. altgriech. Schriftsteller 315–240 v. u. Z.), 101. russischer Pflanzenphysiologe (1843–1920), 102. altgriech. Wettkampf, 103. breitrandiger mexikanischer Strohhut, 104. Mädchenname, 105. vom Wind zusammengetragener Schneehaufen, 106. Untiefe.

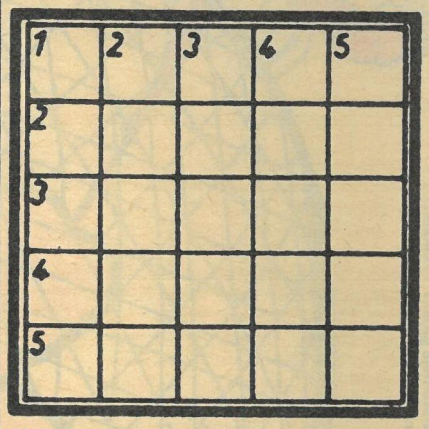
Senkrecht: 1. Impfstoff, 2. Sportpreis, 3. Fahrt, Fahrtrichtung, 4. Moskauer Kaufmann des 19. Jh., Begründer der nach ihm benannten Kunstgalerie, 5. Skatausdruck, 6. nordamerik. Staatenbund (Abk.), 7. Singvogel, 8. Nachtvogel, 9. irakische Hafen- und Industriestadt, 10. Männername, 11. Hausflur, 14. svw. Schiff, Nachen (mundartl.), 16. früheres Massemaß (sogenanntes Apothekergewicht, Mz.), 18. libanesische Hafenstadt südl. von Beirut, 20. Erdtrabant, 22. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 24. Hunde- oder Katzenfuß, 26. Zahlwort, 28. Organisationsform des Hochschulstudiums, 30. Name sowj. Mondsonden, 32. Fluß durch Moskau, 34. eng zum Haus gehörender Platz, 36. mittelschweizer. Stadt, 39. Liebesbezeigung, 40. Standvogel, 43. svw. Kellner, 47. nordeurop. Volk, 48. italien. Komponist („Norma"), 51. Flaschenverschluß, 53. altes Papierzählmaß, 56. Nebenfluß der Aller, 57. russ. Männername, 58. russ. Schriftsteller und Dramatiker („Onkel Wanja"), 59. See in der Karelischen ASSR, 60. Ballsportart, 63. eine Zimmerpflanze, 65. Großvater, 67. Satzteil, 69. trop. Ölbaumharz, 72. Zugmaschine, 74. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 79. Baumteil, 80. Angehöriger einer nordafrikan. Mischbevölkerung, 82. Gefäß, 84. Entenvögel, 85. ein Alkenvogel, 88. Stadt in Mittelitalien, 89. altes Holzraummaß, 91. nordwestfranzös. Fluß zum Kanal, 93. Nähmaterial, 94. ein Scheuerpulver, 96. Männername, 99. Wendekommando, 100. schweizer. Flächenmaß, 102. Abk. für astronomische Einheit.

Sie ist nicht nur die älteste, sondern auch die größte Hochschule der Sowjetunion. Ihren heutigen Namen, der ihr im Jahre 1940 verliehen wurde, verdankt sie ihrem Begründer, einem russischen Universalgelehrten, der von 1711 bis 1765 lebte. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) finden Sie, liebe Rätselfreunde, das zweiteilige Lösungswort. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 24. Juli 1985 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 7 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 17/1985 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

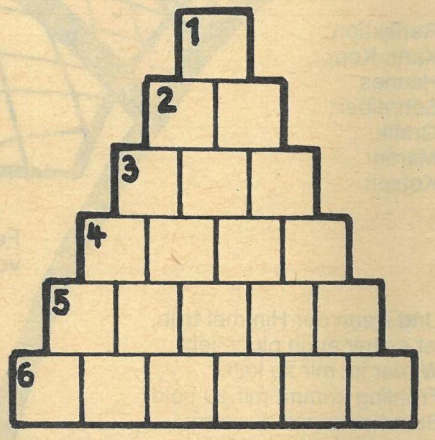
Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. lateinamerikan. Gesellschaftstanz, 2. Fläche, 3. Studentenmittagstisch, 4. oriental. Markt, 5. Ruf zur Bereitschaft.



Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – verwendet:
1. Vokal, 2. Auerochs, 3. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 4. radioaktives chem. Element, 5. Wesensart, 6. auf die Spitze gestellte Rhomben (Begriff der Heraldik).



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Endbuchstabe hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:
Tang – Riege – Lei – Rind – Ente – Mai
Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines deutschen Arztes und Astronomen (1758–1840), der sechs Kometen und die Planetoiden Pallas und Vesta entdeckte.

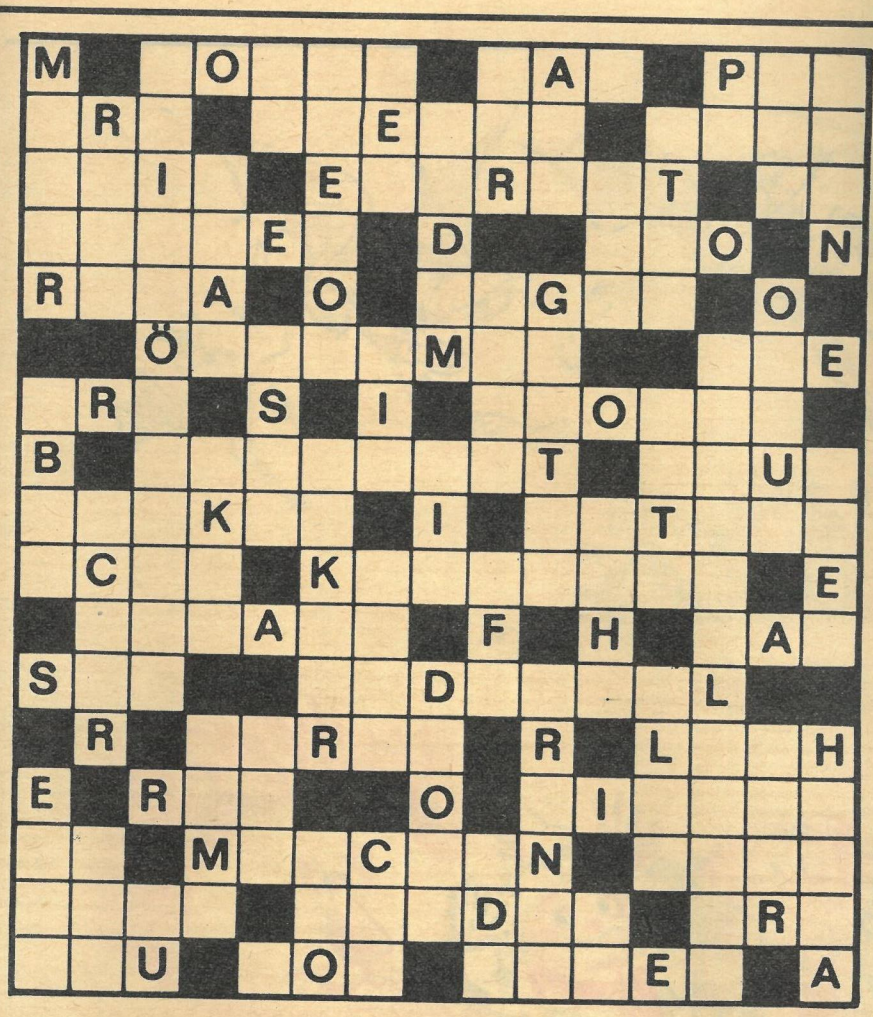
Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:
Omen – Ebbe – Esel – Rechen – Eule – Geld
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen der Titelgestalt einer Mozart-Oper.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;
Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold
Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Sportfischer, 2. schwedische Gesangsgruppe, 3. französisch: Bogen, Tor, 4. Papageienart, 5. kleiner Fluß, 6. Titel einer Fernsehreihe, 7. oriental. Mädchenname, 8. Stadt der Indischen Union (Prachtbau „Tadsch Mahal"), 9. Schiffsbaustadt a. d. Elbe/DDR, 10. schlimm, böse, 11. Sekretär des ZK des KJVD (1905–1938), nach ihm ist eine Auszeichnung der FDJ benannt, 12. Lampenruß, 13. englisch: Wagen, Auto, 14. Loire-Nebenfluß, 15. Bienenmännchen, 16. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 17. Behältnis, 18. Liebesgott, 19. Mineral, wichtiges Kupfererz, 20. die nächsten Verwandten, 21. Frucht eines Laubbaums, 22. Globus, 23. Industriegemeinde bei Berlin (Endstation der S-Bahn), 24. Roman von Lem, 25. Hausflur, 26. unbestimmter Artikel, 27. Mahlzeit, 28. Operngestalt aus „Lohengrin", 29. Maßeinheit der Beschleunigung, 30. Wurfspieß, 31. Brennstoff, 32. biegsame Zweige, 33. Mädchenname, 34. europ. Inselbewohner, 35. Ureinwohner Spaniens, 36. span. Mädchenname, 37. Soldat der Artillerie, 38. austral. Stadt nordwestl. von Melbourne, 39. gebratenes Rippenstück, 40. svw. Körper, 41. chem. Zeichen für Lutetium, 42. kleine Grube, 43. Ligue internationale de hockey sur glace (internat. Eishockeyliga) Abk., 44. Frühlingsblumen, 45. Kraftmaschine, 46. Maßeinheit (Abk.), 47. Mahlzahn, 48. gehäkelte oder gestrickte Schlingen, 49. Newtonsekunde (Abk.), 50. englisch: Öl, 51. Seewind des Gardasees, 52. Aller-Nebenfluß, 53. gelbe Narzissen, 54. Märchenoper von C. M. von Weber, 55. größtes Tasteninstrument, 56. Wohlgeruch, Duft (französ.), 57. Elbe-Nebenfluß zur Nordsee/BRD, 58. Wirtschaftswissenschaft, 59. Schwanzlurch, 60. feierl. Gedicht, 61. Ortsfernkabel (Abk.), 62. Saale-Nebenfluß, 63. Fluß in Oberitalien, 64. nordamerikan. Erzähler phantast. Schauergeschichten (1809–1849), 65. spanisch: Fluß, 66. italien. Maler des 16./17. Jh., 67. Gebirge in Bulgarien, 68. Nordlandtier, 69. poln. Industriestadt südl. von Warschau, 70. Waldtier, 71. Ausflug zu Pferde, 72. altägypt. Sonnengott, 73. Entlohnung des Soldaten, 74. russisch: hundert, 75. japan. Münzeinheit, 76. Ausdrucksweise, 77. weibl. Schwein, 78. südfranzös. Hafenstadt, 79. Getreidereiniger, 80. Treffer beim Fußballspiel, 81. starkes Draht- oder Hanfseil, 82. Hafen in Ghana/Westafrika, 83. Ort auf der Insel Sumatera, 84. chem. Zeichen für Titan, 85. drittgrößter Planet.

Schach
Smyslow-Sieg

Einen weiteren Erfolg verzeichnete Exweltmeister Wassili Smyslow (UdSSR) Ende 1983 beim Internationalen Turnier in Graz, wo er ungeschlagen mit 9 Punkten vor Flear (Großbritannien) und Nogueiras (Kuba) je 7,5 und weiteren 10 Teilnehmern siegte. Auch der Münchener Altmeister Wolfgang Unzicker befand sich unter den „Opfern" des 64jährigen Moskauers.

DAMENGAMBIT, Smyslow – Unzicker, Graz '84: **1.d4 Sf6 2.Sf3 d5 3.c4 c6 4.Sc3 dc 5.a4 Lf5 6.e3 e6 7.L:c4 Lb4 8.0–0 0–0 9.Sh4 Lg6 10.S:g6 hg 11.Dc2 Sbd7 12.Td1 De7 13.Ld2 c5 14.a5 Tac8 15.Db3 a6 16.dc L:c3 17.L:c3 S:c5 18.Da3 Tc6 19.f3 Dc7 20.Lf1 Scd7 21.e4 Tc8 22.De7 Te8 23.Db4 Sc5 24.Ld4 Sfd7 25.Tac1 Tc8 26.Le3 Db8 27.Da3 Schwarz gab auf.**

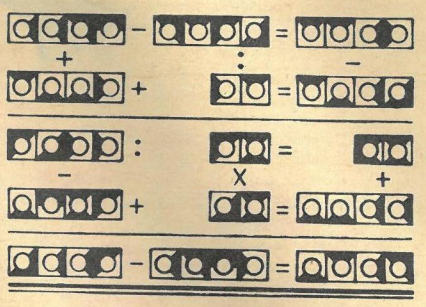
Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – ben – bral – chand – da – den – dom – dres – e – ei – fla – ga – gel – gent – gi – gung – holz – ing – ki – kon – ler – lie – lup – mo – na – na – ni – on – pe – pres – re – re – sa – scha – se – span – tar – ten – ter – ter – ti – ti – u – ul – un – vi – wer – wiz – zel sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben – beide jeweils abwärts gelesen – ein russisches Sprichwort ergeben (ch und sch = 1 Buchstabe):

1. Küstenfrachtsegler; kleines Beiboot, 2. Spion, 3. Ostseeinsel, 4. Bezirk der DDR, 5. Übereinkommen; Abmachung, 6. Spielbestimmung, 7. russ. Historienmaler (1830–1866), 8. Monatsletzter, 9. Vergeltungsmaßnahme, Druckmittel, 10. nordamerikan. Kriminalschriftsteller (1888–1959), 11. Bezeichnung der Falkner f. d. Greifvogelmännchen, 12. trop. Gewürzpflanze, 13. Ortsbestimmung bei Schiffen und Flugzeugen, 14. Schiffsrippen, 15. südamerikan. Riesenschlange, 16. deutsche Spielkarte, 17. südspan. Halbinsel (engl. Kolonie), 18. schwarzes Holz.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Die Mitte macht's

Für jede der folgenden Wortgruppen ist ein gemeinsames Mittelwort zu suchen, das dem ersten als Wortende, dem zweiten als Wortbeginn dient:

Fluß ..... Rennen
Ger ..... Bar
Bei ..... Haus
Feier ..... Land
Ziegel ..... Kammer
Frucht ..... Berg

Die Anfangsbuchstaben der Mittelwörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Truppenschau.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „ein Mann, der gerade Striche juristisch be- oder verurteilt".

Auflösungen aus Heft 13/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Iwan, 4. Gras, 7. Para, 10. Asow, 13. Anis, 16. Tatra, 17. Pas, 18. Aken, 19. Dosse, 20. Oleg, 22. Etui, 23. Akut, 25. Lied, 26. Krui, 28. Remanit, 29. Nila, 30. Ida, 31. Sklaven, 32. Sela, 33. Trio, 35. Sosa, 36. Belka, 39. Tee, 41. Gnus, 43. Tower, 46. Earl, 49. Tran, 51. Res, 53. Lena, 54. Tar, 56. Varese, 57. Hag, 59. Radar, 60. ich, 62. Ermler, 64. Ranzen, 67. Bagger, 69. Roi, 70. Terni, 71. Rabat, 72. Aar, 73. Manege, 76. Anabar, 79. Bastei, 82. Ast, 83. Atlas, 85. Uri, 86. Weigel, 87. SSR, 88. Obra, 90. Nas, 92. Toga, 94. Marc, 96. Sewan, 99. Aube, 101. Elf, 104. Nihoa, 106. Ball, 107. Elis, 109. Lias, 111. Sarafan, 113. Fee, 114. Stoa, 115. Machete, 118. Omen, 119. Lire, 120. Rute, 122. Gral, 123. Trog, 124. Nesse, 125. Lien, 126. Ing., 127. Regel, 128. Onon, 129. Arad, 130. Noun, 131. Edam, 132. Rede.
Senkrecht: 1. Igor, 2. Atem, 3. Nagaika, 4. Greis, 5. Ratten, 6. Spinat, 7. Psalter, 8. Rau, 9. Aktion, 10. Anlasser, 11. Odessa, 12. Wodka, 13. Askalon, 14. Nerv, 15. Sein, 21. Lese, 24. Kar, 27. Uele, 34. Ignaz, 36. Bete, 37. Lermontow, 38. Arve, 40. Eterna, 42. Ur, 43. Tera, 44. Waigatsch, 45. Rohr, 47. Lar, 48. Jerewan, 50. Ahn, 52. Saladin, 53. Lab, 55. Arras, 58. Gera, 61. Ceres, 63. Lie, 65. Ainu, 66. Narwal, 68. Gas, 73. Mais, 74. Garn, 75. Eta, 77. Artel, 78. bio, 79. Bem, 80. Alan, 81. Irma, 84. Saalfeld, 89. Bananen, 91. SU, 93. Gestein, 95. Richter, 97. Elam, 98. Panier, 100. Beeren, 102. Flagge, 103. Samara, 105. Otto, 106. Balsa, 108. Ist, 110. Salem, 111. Solo, 112. Reno, 116. Erle, 117. Egge, 121. UNO.

Kreuzgitter. Waagerecht: Glinka(28), Lang(39), Lade(38), Imker(35), Raster(47), Igel(33), Eeden(15), Ebert(13), Eule(25), Areal(6), Gram(30), Sonne(55), Areg(7), Reuse(50), Neid(46), Hase(32), Aster(10), Trio(60), Tesla(58), Leda(40), Malta(44), Reis(48), Amati(3), Limes(43), Elan(20), Leinen(42), Steen(57), Tula(61), Safe(51), Elbrus(21)
Senkrecht: Gerte(26), Insel(36), Klee(37), Aare(1), Leier(41), Gilels(27), Akte(2), Grat(31), Gneis(29), Dame(12), Ren(49), Uhr(62), Egge(16), Arda(5), Neer(45), Ebro(14), Arzt(8), Enns(24), Ehre(17), Star(56), Sella(53), Elam(19), Ili(34), Elm(23), Amiens(4), Tinte(59), Einer(18), Sinus(54), Asse(9), Auer(11), Elle(22), Seal(52).
Rätselschnecke. Von außen nach innen: Taler, Helena, Morsen, Gatter, Ablage. **Von innen nach außen:** egal, Barett, Agnes, Romane, Lehre, Lat.
Einer fehlt: Are(s), Uta(h), Wand(a), Ira(k), West(e), Wale(s), Tram(p), Rost(e), Mir(a), Kate(r), Mark(e). – Shakespeare.

Magisches Quadrat: 1. Saale, 2. Ariel, 3. Aisne, 4. Lenin, 5. Elend.
Silbenrätsel: 1. Diktat, 2. Essenz, 3. Referat, 4. Bilge, 5. Riegel, 6. Aargau, 7. Vaduz, 8. Etikett, 9. Minus, 10. Algenib, 11. Nagel, 12. Nonne, 13. Dädalus, 14. Estrich, 15. Noteć, 16. Kartei, 17. Tacitus, 18. Agamemnon. – „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt."
Wabenleiste: 1. Gerede, 2. Linden, 3. Gilels, 4. Seidel, 5. Lidner, 6. Steuer. – Engels.
Buchstabentausch: Reiz, Kiew, Altai, Wahl, Eifel, Kali, Korn, Balg, Hase. – Zwillinge.
Rätselpyramide: 1. E, 2. Re, 3. Ner, 4. Reni, 5. Einer, 6. Regine.
Raten und Rechnen:

3648	:		8	=	456
–			x		+
192	+	312	=	504
3456	–	2496	=	960

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr).

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberer der Smaragdenstadt

Liebe Kinder!

In einem fernen, fernen Land sitzt in einer finsteren Höhle die böse Hexe Gingema und braut einen schlimmen Zaubersaft. Gleich wird sich ein wilder Sturm erheben. Mit seinen gewaltigen Armen reißt er ein winziges Häuschen hoch in die Lüfte und trägt es weit fort über wolkenhohe Berge und meertiefe Schluchten, dorthin, wo es noch Hexenspuk und Zauberei gibt, wo Riesen und Zwerge wohnen und die Tiere sprechen können wie ihr. In diesem Häuschen reisen zwei gute Freunde: das Mädchen Elli und sein Hündchen Totoschka...

Wir brauchen wohl gar nicht erst zu fragen, ob ihr nicht Lust hättet, mit ihnen viele wundersame Dinge zu erleben?

Der sowjetische Schriftsteller Alexander Wolkow hat die Geschichte vom „Zauberer der Smaragdenstadt" geschrieben. Vielleicht kennt ihr auch seine Bücher „Der schlaue Urfin und seine Holzsoldaten" oder „Der gelbe Nebel"?

In zwei Wochen treffen wir uns an dieser Stelle wieder.

Eure Redaktion FREIE WELT

Климат у нас умеренный. Зимы, как правило, мягкие, малоснежные.	*Klímat u nas umjérenny.* *Símy, kak práwił(o), mjáchkije, mał(o)βnjášhnye.*	Wir haben gemäßigtes Klima. Die Winter sind in der Regel mild und schneearm.
У нас много достопримечательностей.	*U nas mnóg(o) daβt(o)primitschátjiln(o)βtjij.*	Wir haben viele Sehenswürdigkeiten.
Пергамский музей в Берлине … Цвингер в Дрездене … Дворец Сан-Суси в Потсдаме … Международная садоводческая выставка в Эрфурте … Памятные места Гете и Шиллера в Веймаре … Памятник битвы народов в Лейпциге … Ростокский морской порт … Дом-музей им. Баха в Айзенахе … … пользуется /пользуются/ мировой известностью.	*Pirgámβki muséj wberlínje …* *Zwinger wdrésdenje…* *Dwarjáz Sanssouci wpótsdamje …* *M(e)shdunaródnajaβad(o)wótschiβkaja wýβtafka wérfurtje…* *Pámj(a)tnyje miβtá Goethe i Schillera wwéimarje …* *Pámjitnik bítwy naród(o)w wléipzigje …* *Róβtokβki marβkój port …* *Dom-muséj imini Bácha wéisenachje … pólsujitβa /pólsujutβa/ mirawój iswjáβn(o)βtju.*	Das Pergamon-Museum in Berlin … Der Zwinger in Dresden … Schloß Sanssouci in Potsdam … Die iga in Erfurt … Die Goethe- und Schillergedenkstätten in Weimar … Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig … Der Rostocker Überseehafen … Das Bachhaus in Eisenach … … ist /sind/ weltbekannt.
Во дворце Цецилиенхоф было подписано Потсдамское соглашение.	*Wodwarzá Cecilienhof býł(o) padpíβan(o) Patsdámβk(o)jeβagłaschénije.*	Im Schloß Cecilienhof wurde das Potsdamer Abkommen unterzeichnet.
В этом году мы отметили сорокалетие Победы над фашизмом.	*Wát(o)m gadú my atmjétjili βarakalétjije Pabjády nad faschýsm(o)m.*	In diesem Jahr haben wir den 40. Jahrestag des Sieges über den Faschismus begangen.
В ГДР очень чтят память советских воинов, которые погибли на войне. Во многих городах есть памятные места, как, например, Мемориальный комплекс в берлинском Трептов-парке.	*WGDR ótschin tschtjat pámjitj βawjátβkich wóin(o)w, katóryje pagíbli nawajnjá.* *Wa mnógich garadách jestj pámjitnyje miβtá, kak, naprimjár, Memariálny kómplex wberlínβk(o)m Tréptof-párkje.*	In der DDR hält man das Andenken an die im Krieg gefallenen Sowjetsoldaten hoch in Ehren. In vielen Städten gibt es Gedenkstätten, wie zum Beispiel das Ehrenmal im Treptower Park von Berlin.
А теперь расскажу немного о себе:	*A tjipjér raβkashú nimnóg(o) a βibjá:*	Und jetzt möchte ich etwas über mich selbst erzählen:

Grammatikstrecke (2)

Aufmerksame Leser haben sicherlich bemerkt, daß nach einigen der o.g. Verben ein v. steht. Dies bedeutet „vollendetes", auch „perfektiv" genanntes Verb (im Unterschied zum unmarkierten „unvollendeten", auch „imperfektiv" genannten). Das Problem „v." soll uns später interessieren, dann aber sehr!

Wozu brauchen wir den Infinitiv? Erstens natürlich, um ein gelesenes oder gehörtes Verb im Wörterbuch aufsuchen zu können. Zweitens, wenn wir die häufigen Konstruktionen mit **Hilfsverben** oder mit **unpersönlichen Ausdrücken** u.a.m. selbst formulieren wollen:

(Übersetzungen s.S.31)

1. Вы не **мóжете** мне **сказáть***, …
2. Сегóдня я **могý** вам **сообщи́ть*** рáдостную нóвость.
3. Я **хочý посмотре́ть*** Кремль.
4. Нам **хóчется посети́ть*** Истори́ческий музéй.
5. Я óчень **люблю́ чита́ть** худóжественную литерату́ру.
6. Ты не **мóжешь** себé **предстáвить***, …

7. **Нáдо повторя́ть** рýсскую грамма́тику.
8. **Нáдо бýдет вы́учить*** нóвые словá.

9. **Как проéхать*** в центр гóрода?
10. **Как достáть*** билéты в Мáлый теáтр?
11. **К кому́** нам **обрати́ться***?
12. **Кудá** нам **идти́**?
13. **Где** нам **собрáться***?

Mit * markierte Verben: v. (vollendet)

Drei Gewinner werden ausgelost!

1. Preis: ein Transistorradio „VEF 206"

2. Preis: ein Bildband des georgischen Malers Niko Pirosmani

3. Preis: ein Mehrfarbenbuch mit folkloristischer Malerei

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an:
Redaktion FREIE WELT 1056 Berlin, PSF 10

Auflösung der Preisfrage zu Lektion 2 (Heft 12/85):
1. Ближайшая станция метро, в кубическом центре, нашим молоткам грузилам, о спортивных соревнованиях, в нашу столицу, во время Всемирного фестиваля, куб с хорошим настроением
2. ДОБРО ПОЖАЛОВАТЬ!

Einsendeschluß: 17. 7. 1985
Auflösung in Heft 16/85

Gewinner der 2. Lektion:
Das Radio geht an: Cornelia Gerlot, Kinderheim Bensenhausen; den Bildband erhält G. Gattel, Glauchau; das Tablett: Kollektiv (LuTG) VEB Bergmann Borsig, Lubmin

PREISFRAGE:
1. Setzen Sie die richtigen Verbformen ein:
Я вам … фотографии. Бабушка и дедушка … с нами. Свободное время у … дома. Я … шахматки. Я … в столице ГДР. Мы … сорокалетие Победы.
(провожу, живу, покажу, собираю, отмечали, живут)
2. Welche Buchstaben fehlen? (siehe Bild)

Autor: Halja Rymarowicz
Illustration: Detlev Schulze
Technische Beratung: Igor Wladimirow
Redaktion: Helga Bangtson

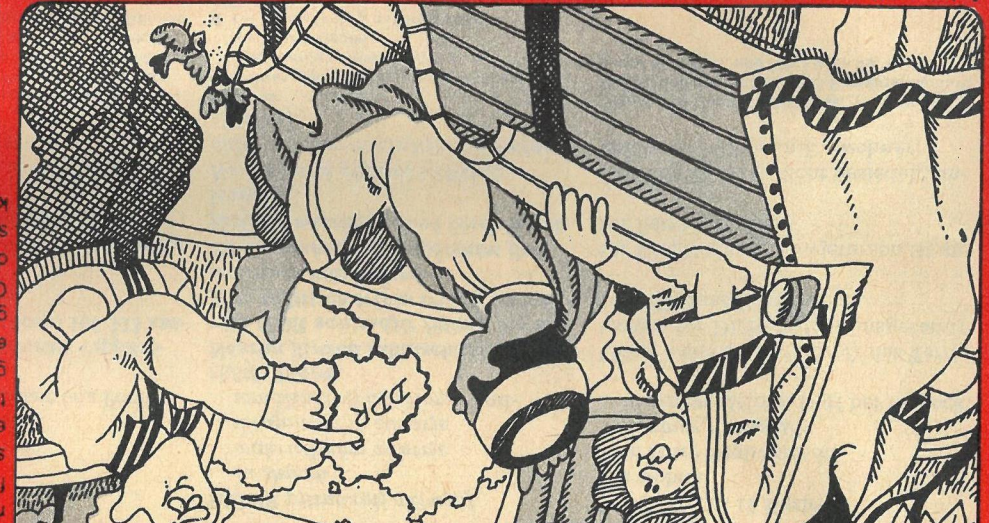
32

Russisch für Festivalgäste

FREIE WELT

LERNGANG

Ob als Delegierter zu den XII. Weltfestspielen oder als Tourist im Freundesland, unser kleiner Sprachführer wird Ihnen helfen, sich zu verständigen. Zum einen bietet er lerngerechte Redewendungen, zum anderen einige ausgewählte grammatikalische Grundkenntnisse, damit Sie auch selbst Sätze bilden können.



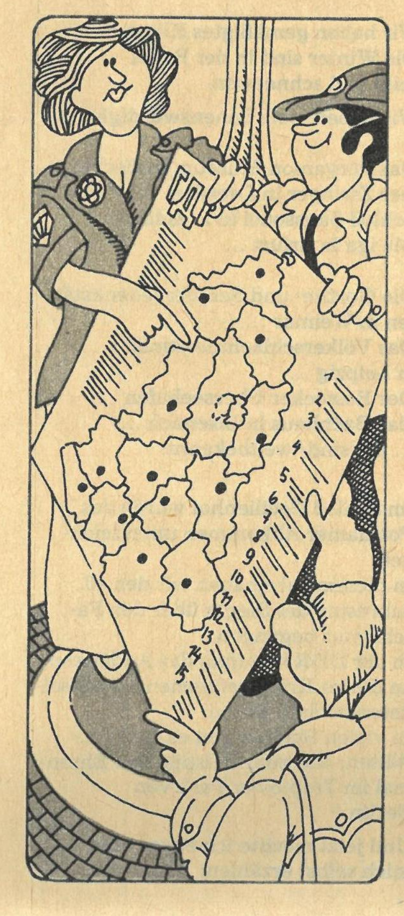
4. Ich treffe mich mit Freunden (Mein Heimatland DDR, mein Zuhause); Verb – Aspekte

Я гражданин /гражданка/ Германской Демократической Республики.	*Ja grashdanín /grashdánka/ Germánßk(o)j Djim(a)kratjítschißk(o)j Rißpúbliki.*	Ich bin Bürger /Bürgerin/ der Deutschen Demokratischen Republik.
Все мы граждане ГДР.	*Fßjä my gráshdanje GDR.*	Wir alle sind/sind alles/DDR-Bürger.
Я лично живу в Берлине, столице ГДР.	*Ja lítschn(o) shywú wberlínje, ßtalíze GDR.*	Ich persönlich wohne in Berlin, der Hauptstadt der DDR.
Мой родной город расположен…	*Moj radnój gór(o)d raßpalóshyn…*	Meine Heimatstadt liegt…
…на севере ГДР.	*…na ßéwerje GDR.*	…im Norden der DDR.
…на берегу Балтийского моря.	*…na bir(e)gú Baltjíßk(o)w(o) mórja.*	…an der Ostseeküste.
…на юге /востоке, западе/ нашей страны.	*…na júgje /waßtókje, sápadje/ náschyj ßtraný.*	…im Süden /Osten, Westen/ unseres Landes.
…в горах /в Тюрингии, в горах Гарца, в Саксонской Швейцарии/.	*…wgarách/ftjuríngii, wgarách Gárza, fßaxónßk(o)j Schwijzárii/.*	…im Gebirge /in Thüringen, im Harz, in der Sächsischen Schweiz/.
В ГДР 15 округов.	*WGDR pjitnázytj akrugóf.*	Die DDR hat 15 Bezirke.
Я живу…	*…Ja shywú…*	Ich wohne…
…в окружном центре.	*…wakrushnóm zẫntrje.*	…in einer Bezirksstadt.
…в районном центре.	*…wrajónn(o)m zẫntrje.*	…in einer Kreisstadt.
…в маленькой деревне под Ростоком.	*…wmálink(o)j djiréwnje padróßt(o)k(o)m.*	…in einem kleinen Dorf bei Rostock.
Наша страна небольшая; территория ГДР занимает всего 108 333 квадратных километра.	*Nácha ßtraná nibalschája; tjerritórija GDR sanimájit fßjiwó ßto wóßjim týßjitsch tríßta trízytj tri kwadrátnych kilamjätra.*	Unser Land ist nicht groß; das Territorium der DDR umfaßt (insgesamt) 108 333 Quadratkilometer.
По сравнению с Советским Союзом наша страна очень маленькая.	*Pa ßrawnéniju ßßawjẫtskim ßajús(o)m náscha ßtraná ótschin málinkaja.*	Im Vergleich zur Sowjetunion ist unser Land sehr klein.
Но зато она густо заселена: около 17 миллионов жителей.	*No sató aná gúßt(o) saßiliná: ók(o)ł(o) ßjimnáz(a)tji millión(o)w shýtjelij.*	Doch dafür ist es dicht besiedelt: ungefähr 17 Millionen Einwohner.

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten

Beachte:
- Wörter, die unbedingt zusammen gesprochen werden müssen, werden auch zusammen geschrieben
- ł = hartes (kehlig gesprochenes) l
- Eingeklammerte Vokale werden stark verkürzt ausgesprochen

Merke: Als Übersetzung für вы, вас usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, euch in Frage.



Unsere kleine Grammatikstrecke (1)

Das Verb (Zeitwort)

In den Lektionen 1–3 hatten wir es mit deklinierbaren Wörtern zu tun (Nómina); von nun an wollen wir uns mit den **konjugierbaren** Wörtern, den Verben, befassen.
In der Regel stellt das Verb im Satz das **Prädikat** (die Satzaussage), es ist also sozusagen die Seele des Satzes.
Es richtet sich im Numerus (Zahl) nach dem Subjekt (dem Satzgegenstand, der immer im Nom. steht):
(Übersetzungen s.S. 31)

На́ша гру́ппа ССНМ е́дет в Москву́. (1)
Мно́гие тури́сты е́дут в Москву́. (2)

Im **Präteritum** (der einzigen russischen Vergangenheitsform) richtet es sich in Numerus **und Genus** (Geschlecht) nach dem Subjekt:

Я/Он, Тури́ст/чита́л сове́тские газе́ты. **Он** гото́вился к поéздке. (3)
Я/Она́, Тури́стка/чита́ла " " . **Она́** гото́вилась к " . (4)
Мы/Они́, Тури́сты/чита́ли " " . **Они́** гото́вились к " . (5)

Der **Infinitiv** des Verbs (also seine Wörterbuchform) lautet meist auf **-ть**, aus, seltener auf **-ти**, noch seltener auf **-чь**[1].

Beispiele:

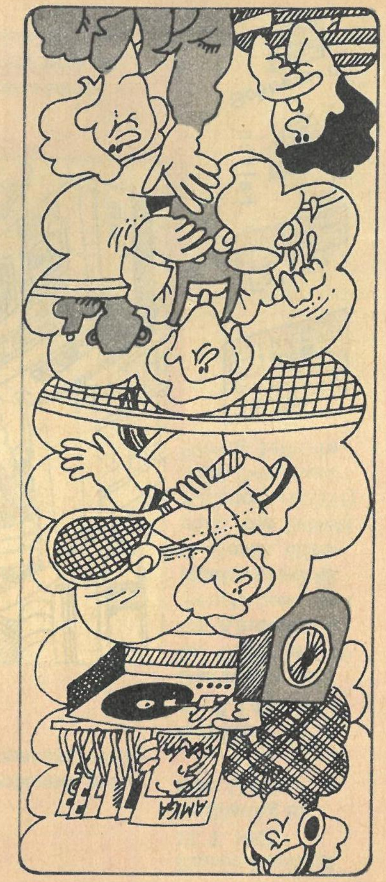
знать	kennen, wissen	идти́	gehen, kommen	мочь	können		
сообщи́ть v.	mitteilen	нести́	tragen	заже́чь v.	anzünden		
ви́деть	sehen	расти́	wachsen	бере́чь	bewahren		
забы́ть v.	vergessen	грести́	rudern	лечь v.	sich hinlegen		
жить	wohnen, leben	цвести́	blühen	печь	backen		
проводи́ть	durchführen; verbringen						

[1] Die beiden letzten Infinitivformen gehören zu unregelmäßigen Verben, die ohnehin gesondert zu lernen sind.
Es gibt aber auch genügend unregelmäßige Verben mit der „normalen" Infinitivendung!

(3)

Наша семья /не-/большая.	*Nácha ßimjá /ni-/balschája.*	Unsere Familie ist /nicht /groß.
Нас дома трое[1] /четверо, пятеро, шестеро, только двое/.	*Nas dóma tróje /tschétwer(o), pjátjer(o), schéßtjir(o), tólk(o) dwóje/.*	Wir sind zu Hause drei /vier, fünf, sechs, nur zwei/ Personen.
Я вам покажу семейные фотографии: Это мои родители.	*Ja wam pakashú ßimjéjnyje fatagráfii: Ät(o) maji radjítjeli.*	Ich zeige euch Familienfotos (von uns): Das sind meine Eltern.
Отец – рабочий.	*Atjäz – rabótschi.*	Vater ist Arbeiter.
Мать – служащая.	*Matj – ßłúsh(a)schtschaja.*	Mutter ist Angestellte.
Бабушка и дедушка уже на пенсии.	*Bábuschka i djädúschka ushä na pjénßii.*	Die Großeltern sind schon Rentner.
Они /не/ живут с нами.	*Aní /ni/ shywút ßnámi.*	Sie wohnen/nicht/mit uns zusammen.
Это мой брат /мои братья/.	*Ät(o) moj brat/maji brátja/.*	Das ist /sind/ mein/e/ Bruder/Brüder/.
Это моя сестра /мои сёстры/.	*Ät(o) majá ßißtrá /maji ßjóßtry/.*	Das ist /sind/ meine Schwester/n/.
Брат старше меня на три года.	*Brat ßtársche minjá ná tri góda.*	Mein Bruder ist 3 Jahre älter als ich.
Сестра младше меня на пять лет.	*ßißtrá młádsche minjá ná pjatj ljät.*	Meine Schwester ist 5 Jahre jünger…
А здесь мы живём.	*A sdjes my shywjóm.*	Und hier wohnen wir.
У нас двухкомнатная /трёх-, четырёх-/ квартира.	*U nas dwuchkómnatnaja /trjoch-, tschityrjóch-/ kwartjíra.*	Wir haben eine Zweizimmerwohnung /Drei-, Vierzimmerwohnung/.
Как я провожу свободное время?	*Kak ja prawashú ßwabódn(o)je wrémj(a)?*	Wie ich meine Freizeit verbringe?
Что я делаю в выходные?	*Schto ja djẫłaju wwychadnýje?*	Was ich mache, wenn ich frei habe?
Свободного времени у меня мало.	*ßwabódn(o)w(o) wrémini u minjá máł(o).*	Freizeit habe ich wenig.
Есть и работа, и учёба, немало и общественной работы и ещё спорт!	*Jestj i rabóta, i utschóba, nimáł(o) i apschéstwenn(o)j rabóty i jistschó ßport!*	Da ist die Arbeit, das Studium, nicht wenig gesellschaftliche Arbeit, und dann noch der Sport!
Я в группе ССНМ отвечаю за агитацию /культуру, спорт/.	*Ja wgrúpje SSNM atwitschàju sa agitázyju /kultúru, ßport/.*	In der FDJ-Gruppe bin ich für Agitation /Kultur, Sport/ verantwortlich.
Но хобби, конечно, есть.	*No chóbbi, kanẫschn(o), jestj.*	Aber Hobbys habe ich natürlich.
Я увлекаюсь теннисом /танцами/.	*Ja uwlikájus tẫnniß(o)m /tánzami/.*	Ich mag Tennis /tanze gern/.
Я занимаюсь русским языком по радио.	*Ja sanimájus rúßkim j(a)sykóm parádji(o).*	Ich lerne Russisch per Radio.
Я собираю пластинки, читаю.	*Ja ßabiráju płaßtjínki, tschitáju.*	Ich sammle Schallplatten und lese.

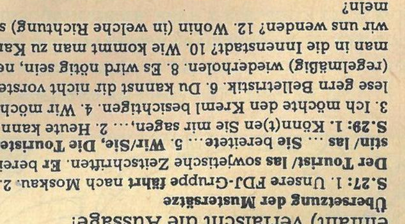
[1] sog. Sammelzahlen



Grammatikstrecke (3)

Den Beispielen auf S.29 entnehmen wir zwei wichtige Erkenntnisse:
1. Wendungen mit Infinitiv werden in der gesprochenen Sprache auf Schritt und Tritt gebraucht.
2. Der Anteil an vollendeten Verben (*) ist erstaunlich hoch. Was hat das zu bedeuten? Ist das zufällig oder gesetzmäßig?
Lesen Sie die Übersetzungen, überzeugen Sie sich, daß der Sprecher in einer gewissen Zwangslage steckte oder auf unbedingte Erfüllung seines Anliegens hoffte. Seine **Aussageabsicht** war also „resultativ". In den Sätzen mit unvollendeten Verben (uv.) war diese „Zwangslage" nicht gegeben.

Die Aspekte (Ви́ды глаго́ла)[1]



Einem deutschen Verb entsprechen **zwei** russische (= 1 **Aspektpaar**). Der Lernende muß sich beide Formen als Handwerkszeug zurechtlegen. Je nach seiner **Aussageabsicht** kommt eine davon in Frage.
Ein wahlloser Gebrauch der Aspekte (weil einem gerade eine der Formen einfällt) verfälscht die Aussage!

Übersetzung der Mustersätze
S.27: 1. Unsere FDJ-Gruppe **fährt** nach Moskau. 2. Viele Touristen **fahren** nach Moskau. 3. **Ich/Er, Der Tourist/ las** sowjetische Zeitschriften. **Er** bereitete sich auf die Reise vor. 4. **Ich/Sie, Die Touristin/ las** … **Sie** bereitete… 5. **Wir/Sie, Die Touristen/ lasen**… **Sie bereiteten** sich…
S.29: 1. Könn(t)en Sie mir sagen,… 2. Heute kann ich Ihnen eine erfreuliche Neuigkeit berichten. 3. Ich möchte den Kreml besichtigen. 4. Wir möchten das Museum für Geschichte besuchen. 5. Ich lese gern Belletristik. 6. Du kannst dir nicht vorstellen,… 7. Man muß die russische Grammatik (regelmäßig) wiederholen. 8. Es wird nötig sein, neue Vokabeln zu lernen. 9. Wie kommt (fährt) man in die Innenstadt? 10. Wie kommt man zu Karten für das „Kleine Theater"? 11. An wen sollen wir uns wenden? 12. Wohin (in welche Richtung) sollen wir gehen? 13. Wo sollen wir uns versammeln?

[1] Aspekt: Sicht (auf die Handlung)

Beherrscher der Zeit

Fortsetzung von Seite 35

schwarze im Moosstatus; desgleichen unterdrückte die rote Rasse die blaue. Dann plötzlich rückten die Weißen mit einem riesigen Aufgebot gegen die Roten vor, und es wütete ein schrecklicher Krieg zwischen ihnen, der viele Jahre dauerte. Viele Tausende von den Weißen wie von den Roten waren schon getötet. Am Ende sanken die Roten auf die Stufe der Schwarzen herab, und die Blauen nahmen den Platz ein, den die Roten im ehemaligen Land innegehabt hatten. Nun wiederum vereinigten sich die Roten auf geheimen Meetings mit den Schwarzen. Unvermittelt gingen die Roten und Schwarzen auf die Weißen und die Blauen los und fochten eine erbitterte Schlacht aus. Jetzt herrschten die Schwarzen und die Roten als Ameisen, während die Weißen und die Blauen ihnen als Moos dienten.

Unter den Weißen befand sich jedoch einer mit einem goldschimmernden Kopf, der ging von den Weißen zu den Roten und den Blauen und schlug ihnen etwas vor... (Leider – denn es ist sicher, daß jene Wesen eine eigene Sprache hatten – gibt es kein Mikrophon, das diese Laute festhalten und uns mitteilen kann.) Aus dem Vibrieren der Atmosphäre konnte man die entrüsteten Schreie der Bazillen wahrnehmen; wenige nur, in unterschiedlichen Farben, standen vor dem Goldköpfigen. Aber eine mit blinkenden Nädelchen bewaffnete Truppe rückte gegen sie und ihren Anführer vor und zerstückelte sie im Nu: den abgeschlagenen Goldkopf spießten sie auf eine lange Nadel und trugen ihn so durch die Stadt.

Dieser Anblick erfüllte das Herz des Professors mit Trauer, er hätte weinen mögen um den schönen goldenen Kopf dieses Bazillus höheren Typs, den die Barbaren abgeschlachtet hatten. Er wollte diese Szene nicht länger mit ansehen.

Er verstellte den Stift und hatte wiederum die ganze Kugel der Mea auf seiner Leinwand. Auf dieser nahm er regelmäßige Linien wahr, die er im ersten Moment mit den Kanälen auf dem Mars verglich. Hier und dort waren Metalldrähtchen gespannt, auf denen Schachteln auf Rädern rollten. Über die Meere schwammen zahlreiche Schalen mit Eidechsen verschiedener Farben. Die Anzahl der Lebewesen hatte sich bedeutend vermehrt, aber an vielen Stellen war eine Menge des weißen Pulvers zu sehen. Besonders neben den Polen wirkten große Flächen, als wären sie mit Mehlpuder und Glas bedeckt. Aus diesen Breiten steuerten die Eidechsen in immer größeren Scharen dem Äquator zu. Wälder, die noch vor kurzem gegrünt hatten, verschwanden, der Ameisenhaufen fiel in Trümmer, die Bazillen aber führten einen immer grimmigeren Kampf ums Dasein. Tausende dieser Geschöpfe starben im Schnee und in den Höhlen, besonders die Herrscher jenes Erdballs.

Das Licht, das ehemals, als es von der großen Orange auf die Mea fiel, so strahlend war, wurde immer fahler, und als die Kugel sich um ihre Achse gedreht hatte, war sie fast völlig in Dunkel gehüllt. Augenblicklich rechnete Szelest: Dreißigtausend Jahre waren vergangen...

Erneut bewegte er einen der Spiegel in entsprechender Weise, und er sah wieder das ursprüngliche Bild mit der großen Orange im Mittelpunkt; aber sie war nicht mehr rotgolden wie zuvor (das heißt wie vor dreißigtausend Jahren); sie hatte eine blaßgelbe Tönung, die stufenweise in Weißgrau, Anthrazit und am Ende in Schwarz überging. Nacht herrschte auf dieser Welt.

Mit Entsetzen sah Szelest auch, daß die Umdrehung der Kugeln rings um den schwarzen Ball in ihrer Mitte noch einige Zeit andauerte, dann aber aufhörte – bis plötzlich alle, eine über die andere fallend, in den Abgrund stürzten. Finsternis bedeckte die Leinwand, und der Professor hatte Ursache, anzunehmen, daß im Mikroskop etwas entzweigegangen, die Gläser zersprungen waren und darum das Bild verschwunden sei. Aber auf einmal – nach viertausend Jahren – blinkte genau im Mittelpunkt der Leinwand ein Auge auf, das, wie sich alsbald zeigte, das innere Feuer dieser übereinandergestürzten Sonnen und Planeten aufs neue entzündete; geschwind begann sich eine weißgoldene, dickflüssige Masse zu formen.

Eine Palingenesie der gestorbenen Welten, könnte man annehmen. Zweiundsiebzigtausend Jahre waren vergangen. Eine neue Ära des Daseins nahm ihren Anfang.

Szelest war verzaubert, er war drauf und dran, Brahma für die Gnade anzubeten, mit der er Larysz beschenkt hatte.

Jedoch in dem Augenblick, als der Kosmos, der infolge einer furchtbaren Katastrophe untergegangen war, seine Wiedergeburt begann, verblaßte das Bild. Szelest sah auf der Leinwand die gewöhnliche vergrößerte Abbildung von Vandamaria; das Geflecht der rundlichen Zellen mit seinen von blaßgrünem Saft erfüllten Kernen.

Die Wirkung von Anehaspati hatte aufgehört.

Szelest sah auf seine Uhr, sie zeigte 2 Uhr, 32 Minuten, 51 Sekunden, 38 Tertien an.

Diese ganze gewaltige, zweiundsiebzigtausend Jahre währende Umwälzung – das Entstehen und Vergehen eines mächtigen Erdsystems – hatte 20 Minuten, 14 Sekunden und 33 Tertien gedauert.

Die „Moldau" fließt nicht nur in Böhmen...

Wenn wir Böhmen hören, denken wir sofort an Blasmusik. Auch Smetana und Dvorák, diese einzigartigen Vertreter tschechischer Musik, fallen uns ein. Doch wissen wir auch, daß dieser Musik„winkel" Heimstatt einer umfangreichen Musikinstrumentenproduktion ist? Kein Wunder, werden Sie sagen, da ist doch jedem schon die Musikalität in die Wiege gelegt. Es scheint wirklich so zu sein, und wer schon einmal in Böhmen herumgekommen ist, dem werden bekannte Namen einfallen wie Piana, Kovo, Amati, Cremona, Harmonika. Diese Betriebe stellen allerorts begehrte Musikinstrumente her: Pianos, Flügel, Blechblas- und Schlaginstrumente, Saiteninstrumente, Akkordeons und Mundharmonikas, klassische und elektronische Gitarren, Orgeln sowie Zusatzgeräte für die „elektronischen". Tofa produziert Pianomechaniken, und Varhany (als „Außenseiter" in Nordmähren ansässig) hat sich einen Namen mit klassischen Orgeln sowie mit Anlagen zur Verbesserung der Akustik in Konzert- und Hörsälen gemacht. Vereinigt sind all die Betriebe in dem Fachzweigbetrieb „Československé hudební nástroje", der seinen Sitz im böhmischen Hradec Králové hat. Diese Vereinigung betreut auch den Inlandmarkt mit seinen 85 Spezialgeschäften für Musikinstrumente, Ersatzteile und Reproduktionsakustik, übernahm die Reparatur von Musikinstrumenten und seit einiger Zeit auch die Außenhandelstätigkeit. Einige der Werke, von denen hier die Rede war, entstanden durch Zusammenlegung und Vereinigung mehrerer Produktionsstätten und Betriebsteile. Ihre neuen Erzeugnisse erhalten aber auch weiterhin die ursprünglichen Fabrikationsbezeichnungen (bei Klavieren z. B. Petrof, August Förster Czechoslovakia, Scholze, Lösler und Weinbach). Diese Marken sind Zeugen berühmter Traditionen, die bei Saiteninstrumenten aus Luby (bei Cheb) beispielsweise bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen.

Die Herstellung von Musikinstrumenten hat in der ČSSR nicht nur eine reiche Vergangenheit, sondern auch eine gute Zukunft. Die Werke wurden umfangreich rekonstruiert und neu ausgestattet, ihre Beschäftigten können auch die besten Erfahrungen ihrer Vorgänger nutzen. Fachkonferenzen und Seminare, Künstler, Pädagogen und Designer garantieren eine gleichbleibende Qualität, die nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland hohe Anerkennung findet. Begehrte Preise wurden in Madrid und Brüssel verliehen, z. B. das „Diplôme d'honneur" und eine Goldmedaille zur Weltausstellung. Der Konzertflügel „Petrof" hat seine Bewährungsprobe bei internationalen Klavierausscheiden in Italien, der UdSSR, Portugal und Polen sozusagen spielend bestanden. Renommierte Künstler aus aller Welt lobten die Qualität der tschechischen Instrumente. Und wer würde schon auf ein Fachurteil von Swatoslaw Richter, Duke Ellington oder Gilbert Bécaud nichts geben? Ähnlich gute Reverenzen erhalten auch die Saiten- und die Blasinstrumente. Kein Wunder also, wenn die Nachfrage sehr groß ist und die Produktion ständig steigt, denn 80 Prozent aller erzeugten Musikinstrumente treten die Reise ins Ausland an. Wohin? Hauptabnehmer ist die UdSSR. Sie bezieht vor allem Klaviere, Blas-, Saiten- und Schlaginstrumente. Jugoslawien steht kaum nach und bezieht das gesamte Sortimentsangebot, vor allem aber Akkordeons und Klaviere. Großes Interesse gibt es auch in England, Italien, Frankreich, Spanien, der BRD, Ungarn, Finnland, Norwegen und Schweden. Praktisch in ganz Europa klingt's aus tschechischen Instrumenten, denn auch die DDR, Österreich, die Schweiz, die Niederlande und Polen importieren eine breite Palette. Den weitesten Weg haben die Instrumente aber nach Übersee: in westlicher Richtung nach Kanada, den USA sowie Mittel- und Südamerika, in östlicher Richtung geht's nach Kuweit, Afrika, Japan und Australien. Weltumspannend also die musischen Exponate aus Böhmen – ebenso wie die Musik der bekannten und weniger bekannten Meister dieser Gegend.

Solidarität

Afghanistans Kinder

In der Ausgabe 11/85 berichtete FREIE WELT über einen Besuch im Waisenhaus „Watan“ in Kabul. Das ganzseitige Foto vom Briefsteller auf dem Basar brachte viele Fragen: Gibt es in Afghanistan keine Schulen? Sind die Kinder schulpflichtig? So lauteten einige davon. Die Antwort auf beide lautet ja. Aber die Demokratische Republik Afghanistan ist seit Jahren in einen Krieg verwickelt, die Gegner dieser Republik genießen hohe US-amerikanische Unterstützung, die Republik hat allein dank der sowjetischen Unterstützung überlebt. Unter den Bedingungen eines permanenten Terrorismus, der zeitweilig den Charakter eines – zwar unerklärten, aber regulären – Krieges annahm, waren die Kinder am meisten betroffen. Wie unserem Bericht zu entnehmen war, hat die Regierung in Kabul die Fürsorge für die Kinder in den Rang von Staatspolitik erhoben: Schulen, Kindergärten, Waisenhäuser werden vor Terroranschlägen weitestgehend militärisch gesichert. Damit sind aber Schulhefte und Bücher, Tische und Bänke noch nicht bezahlt und beschafft. Die DDR beteiligt sich an der Rehabilitation von Verwundeten, vor allem aber müssen Medikamente und Verbandsmaterialien an Ort und Stelle zur Verfügung stehen. Die Kindergärten benötigen Kleidung, die Waisenhäuser Betten und Bettchen …
Viele der Kinder, die wir im Waisenhaus „Watan“ sahen, bekommen an Feiertagen oder Wochenenden nicht einmal mehr Besuch. Kein Verwandter hat überlebt. Das bloße Leben ist ihr einziger Besitz. Erst Bildung und Ausbildung wird sie in die Lage versetzen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Dies ist aus afghanischer Kraft allein nicht zu verwirklichen. Die ganze Hoffnung des Landes am Hindukusch ruht auf seinen Kindern: Sie sollen selbständig urteilen lernen, politisch bewußt werden. Wir können ihnen dabei helfen.

Dieter Heimlich

FREIE WELT-Solidaritätstombola

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 30. August 1985 vorbereiten. Wie in den vergangenen Jahren bieten wir Ihnen unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Stand auf dem Alex besuchen können.

Unsere Tombolagewinne

- Fünf Kurzreisen in die UdSSR im ersten Quartal 1986
  (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele Sachpreise im Gesamtwert von 3000 Mark
- 100 Büchergutscheine im Wert von je 30 Mark

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen

Wer schreibt uns?

V. Tscherkaschin, Briefmarkensammler, sucht Schreibfreund in der DDR. UdSSR, 400 009 Wolgograd – 9, pr. Lenina 143-20

Ina Grigischkite, 20 Jahre alt, liebt Musik und sammelt Ansichtskarten, verspricht, auf alle Briefe zu antworten. UdSSR, Lit. SSR, 233 019 Kaunas, Lakunu 61

Slawik Iwanow, 17 Jahre alt, liebt Rock-Musik. UdSSR, 252 194 Kiew, ul. Kolzowa 15, kw. 310

Gewinn: Jalta!

Als Gewinner einer Jalta-Reise in der FREIE WELT-Solidaritätstombola 1984 starteten wir im Frühjahr 1985 in Richtung Krim. Besondere Anziehungspunkte für uns: Die Gedenkstätte der Jalta-Konferenz vom Februar 1945, der Park von Alupka, das Tschechow-Haus, der Gagarin-Uferpark, die Drahtseilbahn zum Darsan-Hügel … Und trotz des reichhaltigen Programms blieb uns noch Zeit, abends auf der Strandpromenade zu wandeln – glückliche Tage!

Margot und Heinz Voigt, Leipzig

Auftakt poppig

Das Dutzend ist voll – eine zünftige Pop-Gymnastik eröffnete das zwölfte Turnier der Freundschaft des Kombinats VEB Carl Zeiss Jena. Im militärischen Mehrkampf, Fußball, Volleyball und Pistolenschießen wurden die Meister ermittelt. Beteiligt waren vietnamesische, chilenische, südafrikanische und sowjetische Sportler, die alle im Zeiss-Kombinat arbeiten oder in Jena studieren. Auch Ehrengäste der sowjetischen Garnison waren wie immer dabei.

Hubert Schuster, Rothenstein

Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das

Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Kennwort: FREIE WELT
Solidarität 1985

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Oder

schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher… Adressieren Sie ihre Sendung an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und jede Geschenksendung kommen in die Auslosung. Sie erfolgt am 2. September 1985. Die Gewinner werden ebenfalls noch im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr ein voller Erfolg wird! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

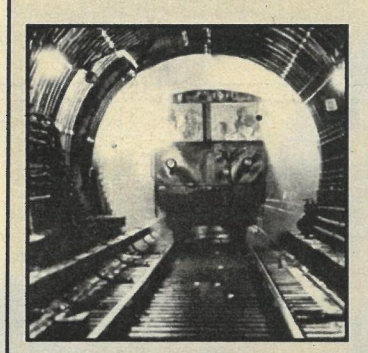
Vielfarbig prächtig

Die Moskauer Metro ist wirklich ein Kleinod („Palastverkehr für jedermann", FW 11/85). Als sehr angenehm empfand ich, wie das Fahrkartenproblem gelöst wurde. Und jede Station mit eigener Note!

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Vor allem weist die Moskauer Metro eine einmalige Vielfalt von Marmor auf. Es sind mehr als 20 Arten aus verschiedenen Regionen: schwarzgetönter und siegellackroter aus Kaukasien, gefleckter mit gelben, grüngrauen und braunen Tönen von der Krim, rotbraun gefleckter und gestreifter weißer aus dem Ural, hellrosa vom Südufer des Baikals – um nur einige zu nennen.

Valentin Wachruschew



Unser Foto zeigt eine weitere Besonderheit – den „Waschzug", dessen Spezialvorrichtung den Staub von den Tunnelwänden spült.

Nicht nur Vokabeln

Ich freue mich, daß wieder ein Russisch-Lehrgang angefangen hat („Russisch für Festivalgäste", ab FW 11 in jedem Heft). Da ich häufig meinen Urlaub in der Sowjetunion verbringe, ist er für mich sehr nützlich. Mit dem Verstehen klappt es gut, aber Probleme gibt es mit der Grammatik. Die „Grammatikstrecke" wird mir helfen.

Ramona Lautner, Gerbstedt

Leider können nicht alle zu den XII. Weltfestspielen. Trotzdem ist der Lehrgang interessant.

Barbara Müller, Erfurt

Alle nicht – aber viele: Moskau erwartet 18 000 Delegierte von mehr als 2300 Jugend- und Studentenorganisationen, dazu ungefähr 10 000 Touristen.

Porzellan überall

Zu Ihrer interessanten Serie über „Russisches Porzellan" (FW 1 bis 9/85): Auch in Polen wurde der begehrte Artikel schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts produziert und war ebenfalls hoch geschätzt.

Monika Radziszewska, Chełm

Hier noch ein Nachtrag zur Preisfrage 5 dieser Serie – als Antwort für Gerhard Kroll aus Eisenach und einige andere Leser, die verschiedene Angaben darüber fanden, wann das Winterpalais an die Ermitage übergeben wurde. Unsere Angabe „1917" stammte aus Meyers Neuem Lexikon in 8 Bänden von 1961. In der Großen Sowjetenzyklopädie heißt es, das Winterpalais habe schon lange Zeit eine bedeutende Kunstsammlung beherbergt und sei 1918 teilweise, 1922 dann vollständig an die Ermitage übergeben worden.

Constanze Treuber

Zwillingsschwestern

Erst kürzlich las ich den Beitrag über Zwillingsforschung („Im Zeichen der Zwillinge", FW 1/85). Ich kenne Zwillingsschwestern. Eine hat zwei Kinder, bei der anderen wollte sich durchaus kein Nachwuchs einstellen – es hieß damals, weil sie ein Zwilling sei. Könnte das stimmen?

Ruth Menzel, Zwickau

Bei Ihrer Anfrage nehme ich an, daß Sie an eine Kinderlosigkeit eines weiblichen Zwillings denken, die durch genitale Mißbildungen, zum Beispiel das Fehlen der Gebärmutter, verursacht sein könnte. Umfangreiche neuere Untersuchungen zeigen, daß Zwillinge wahrscheinlich etwas häufiger Fehlbildungen der Speiseröhre und des Enddarmes haben. Genitale Mißbildungen sind bei diesen Erhebungen nicht vermehrt gefunden worden. Wir Frauenärzte sehen auch in der Praxis keine Einschränkung der Geburtenfreudigkeit, und damit besteht kein Anlaß für die Annahme, daß eine von zwei Zwillingsfrauen nicht gebärfähig sei.

Dr. med. Peter Rößner, Berlin

Auf unserem Foto Zwillingsbrüder auf dem internationalen Ball der Zwillinge in Budapest 1984

Katzenballett

Mit dieser Karte, die ich von einer Reise in die UdSSR mitbrachte, möchte ich Ihnen eine Freude machen. Herzlichen Dank für die schönen Beiträge über das Reservat Teberda und die Weißwale in der Eisfalle („Wo der Apollo fliegt" und „Rettung in letzter Minute", FW 7/85). Das alles sind Hoffnungszeichen zum Schutz bedrohter Natur.

Johanna Richter, Zwickau

Wenn der Kater und die Katze / fassen sich zum Tanz per Tatze, / hüpft auch froh die Katzenbrut: / Unsre Eltern sind sich gut!

Gestolpert

Im April 1985 hatte ich das Glück, im FDGB-Erholungsheim „Comenius" mit meiner Ehefrau wunderschöne Urlaubstage zu verbringen. Wir wurden dort besonders auf die Schreibweise von Stolberg mit einem „l" aufmerksam gemacht. Stollberg mit „ll" liegt im Erzgebirge. Urlauber, die den Ortsnamen wie Sie falsch geschrieben haben (FW 12/85, S. 15), erhielten ihre Koffer erst zum Urlaubsende, denn diese reisten übers Erzgebirge in den Harz.

Lothar Schoppe, Dresden

Die Leistungen des FDGB-Feriendienstes sind anerkennenswert, in dieser Hinsicht ein Lob dem Artikel. Aber es handelt sich hier um Stolberg im Harz. Übrigens reisten schon einmal Touristen aus der UdSSR falsch, weil man sie nach Stolberg statt nach Stollberg mit der Bemerkung geschickt hatte, beide Orte seien kilometermäßig – nach sowjetischen Verhältnissen – nicht weit voneinander entfernt.

Ruth Beyer, Erdmannsdorf

Flugzeuge

So war es richtig in Folge 2 „Flugzeuge der UdSSR" (FW 12/85): Valeri Tschkalow, Georgi Baidukow, Alexander Beljakow. Auf unserem Foto das Flugzeug, mit dem die drei Flieger den ersten Nonstop-Flug Moskau–Nordpol–Nordamerika bewältigten. Es gewannen 150 M Dirk Grothen, Tangermünde; 100 M Arno Anton, Saßnitz; 50 M Günther Mühmel, Rudolstadt.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Detlev Steinberg, Hubert Schuster, J. Schagin, TASS/Iwanow, ZB/MTI

Leserfoto

In Tbilissi aufgenommen von Fritz Martin, Torgau: Vertieft ins Nardy-Spiel

Preisfrage

Heft 14/85

Wie heißt der Dichter, dessen Name mit der thüringischen Stadt Sondershausen verbunden ist?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× **50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 16/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 17. Juli 1985. Auflösung von Heft 12/85: Im Jahre 1966. Wir gratulieren Jürgen Salzsieder, Putbus.

Mutterschaft, 1979

Studie Enescu, 1984 (rechts)

Das Wagnis des Malens

Ihm unterzieht sich der rumänische Maler Corneliu Baba im Ringen um Gültigkeit für heute und spätere Zeit an jedem Tag von neuem. Die Leidenschaft des Künstlers gehört dem Antlitz des Menschen, dessen meisterhafte Spiegelung in Bildern von faszinierender Kraft, Tiefe und Wärme ihm zahllose Freunde in aller Welt gewann. Als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten sozialistischer Malerei der Gegenwart wird er weit über seine Heimat hinaus geachtet und geehrt. Ein Beitrag von Günter Rieger, der Corneliu Baba wiederholt in seinem Bukarester Atelier besuchte.

Das Wagnis des Malens

Eine hagere junge Frau, die die Last der Schwangerschaft zu tragen hat; der Junge, bemüht, im Gehen die Wärme, die körperliche Nähe der Mutter nicht zu verlieren, mit großen fragenden Augen blickt er dem Betrachter entgegen. Sorge schwingt mit in dieser Szene, Einsamkeit und Verlassenheit in einer weiten Landschaft, die so unbestimmt und fremd, ja fast feindlich wirkt. Ein langer Weg steht den beiden bevor, und ein Ende ist nicht abzusehen.

Der rumänische Maler Corneliu Baba hat das Mutter-Kind-Motiv wiederholt gestaltet, sieht er doch in der Mutter schlechthin das Symbol der „Mutter der Menschen". In ihrem Antlitz und in ihrer Haltung anderen Menschen gegenüber – natürlich dem Kinde im besonderen – finden so viele Schicksale ihre Widerspiegelung und Verdichtung. 1954 malte Baba sein wohl berühmtestes Bild, die „Rast auf dem Feld" (Seite 50). In der Dreieckskomposition von Mutter, Vater und Kind findet er für die alte und stets neue Frage nach dem Sinn menschlichen Seins eine klare bildliche Formulierung.

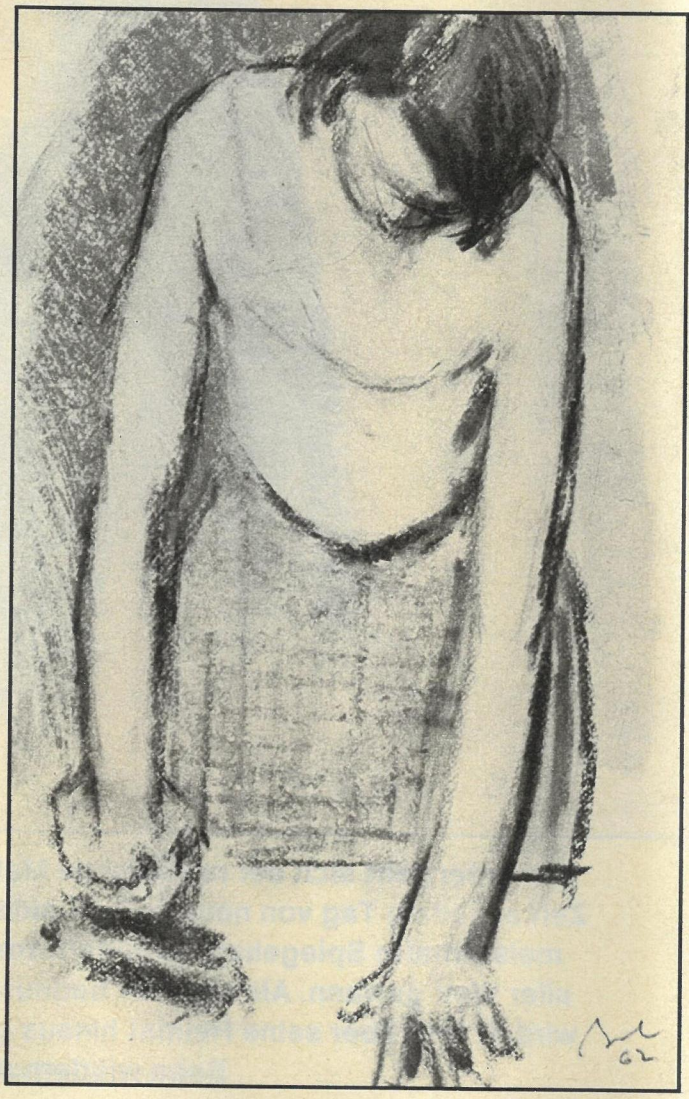
Die Bauern und die Stahlwerker, der Unbekannte von der Straße und der berühmte Kulturschaffende, der nahe Freund und die Gattin – sie alle werden von Corneliu Baba mit derselben menschlichen Zuneigung und Achtung vor ihrer Individualität gemalt. So werden sie zu Zeugen für eine unerschütterliche, auf das Wohl des einzelnen und der Gesellschaft bedachten Haltung und künstlerischen Konzeption. Im 1974 entstandenen Gemälde „Mitbürger" (auf nebenstehender Seite unten) formt Baba eine Galerie von Typenporträts, Gesichter und Gestalten, die, hundertmal gezeichnet und gemalt, zu Begleitern seines Künstlerlebens wurden. Er stellt sich mitten unter sie, die „Helden" seiner Bilder: Bauern, Arbeiter, Frauen, Harlekine, berühmte und unbekannte Menschen. Im Tagebuch schreibt Baba: „Wir suchen nach allerlei Helden, und die Helden gehen unbemerkt an uns vorüber." Dieser Gleichgültigkeit setzt Baba die Aufforderung zur Auseinandersetzung mit den Gesichtern der „Mitbürger", ein jeder mit eigener Geschichte, entgegen. Aus der kostbaren Malhaut, aus einem dunklen, anonymen Hintergrund treten ihre Gesichter hervor, nichts lenkt von der spannungsvollen, ja zuweilen dramatischen Auslotung individueller Charaktere ab. Mitbürger, Zeitgenossen – und doch scheinen die Dargestellten in vergangene Zeiten versetzt. Baba, der sich den Geist großer Meister der Weltkunst – von Caravaggio bis Goya und Modigliani – zu eigen gemacht hat, bevorzugt ein historisierendes Milieu, eine auf Hell-Dunkel-Werten aufgebaute Komposition, eine warme, nuancenreiche Farbkultur. Damit unterstreicht er die Allgemeingültigkeit seiner Absichten, die an geschichtliche und örtliche Gegebenheiten nicht vordergründig gebunden sind.

In über sechzig Jahren hat Corneliu Baba ein sehr reiches Werk geschaffen. Täglich begibt er sich in sein Atelier in der Pangrattistraße. Es liegt dem rumänischen Fernsehzentrum gegenüber, doch mit seiner gediegenen Einrichtung scheint es vom Trubel der Welt unberührt. Schon im Flur und im Treppenaufgang des Hauses, das mehreren Künstlern Arbeitsstätten bietet, begegnen dem Besucher die Helden der Babaschen Werke, gemalt als Zeichen der Verehrung für den Meister von seinen Schülern. Ein handgeschriebenes Schildchen „Es wird gearbeitet" soll Neugierige abhalten, betrachtet doch der Maler jede Stunde der Arbeit als Geschenk, als Chance, sich dem selbstgesteckten Ziel zu nähern. „Ich bin nicht mehr im Alter des Abenteuers, trotzdem bin ich mir meiner künstlerischen Möglichkeiten und Pflichten bewußt und will ihnen jedesmal entsprechen, stärker, dramatischer, malerischer. Das gelingt mir nicht immer, doch gehört das zu den Gesetzen des Berufes, dessen gefährliches Wagnis ich für mein ganzes Leben übernommen habe", schreibt er.

Corneliu Baba, der als Künstler und Hochschullehrer selbst maßgeblichen Einfluß auf die Entfaltung der rumänischen Nationalkultur nach der Befreiung vom Faschismus hatte, hegt seit früher Jugend eine große Verehrung für Geistesschaffende, die durch ihr Wirken die Ideale des einfachen Volkes zum Ausdruck bringen und aktiv an ihrer Umsetzung mitwirken. Als Kind bereits war er von der Persönlichkeit des Geigenvirtuosen und Komponisten George Enescu beeindruckt. „Mein Herz pochte laut vor Erregung", gesteht er im Tagebuch rückblickend auf das erste Konzerterlebnis mit dem berühmten Musiker. Baba hatte Enescu nur von weitem, auf der Bühne, gesehen, Gebärden und Körperhaltung beobachtet. 1953 entsteht das erste Ganzporträt Enescus. Seitdem hat ihn diese gebeugte, in der Sprache der Musik völlig aufgehende Gestalt zu unzähligen Zeichnungen und Gemälden inspiriert, in denen geistige Ansprüche von großer Allgemeingültigkeit deutlich werden. In Enescu, der zur Erneuerung der rumänischen Musik im 20. Jahrhundert beitrug, indem er die Werte einer uralten Musiktradition mit Stil und Geist der modernen Musikepoche verband, sieht Baba ein Symbol für den um Vollendung ringenden Künstler.

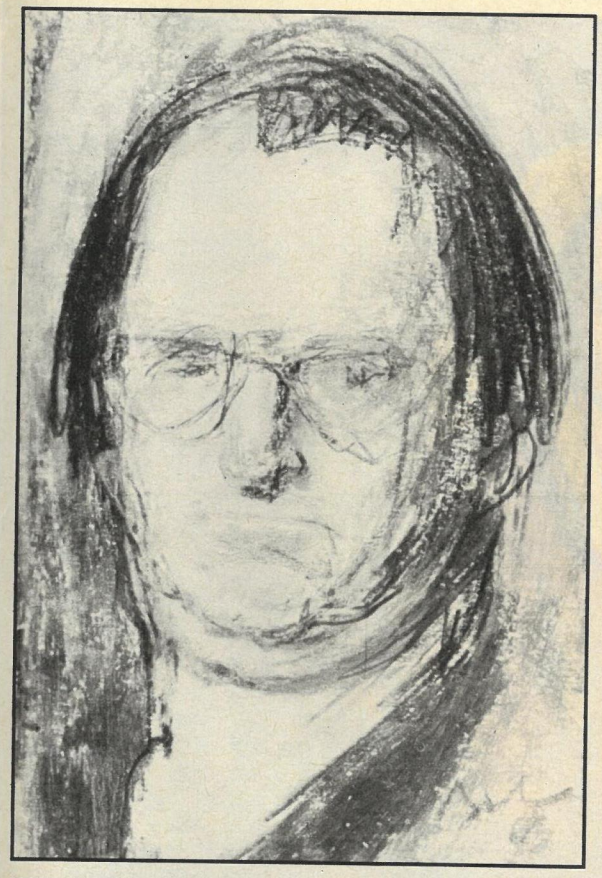
Der Literatur hat der Dichter Tudor Arghezi neue Horizonte er-

Stahlwerker, 1958 (oben)



Mitbürger, 1974 (ganz rechts). Auf diesem Bild hat sich Baba als dritter von links in der oberen Reihe mit einem Selbstporträt unter seine Gestalten gemischt.

Beim Bügeln, 1962, (rechts)



Selbstbildnis, 1963 (links)
Blatt aus einem Skizzenbuch, 1980 (unten)

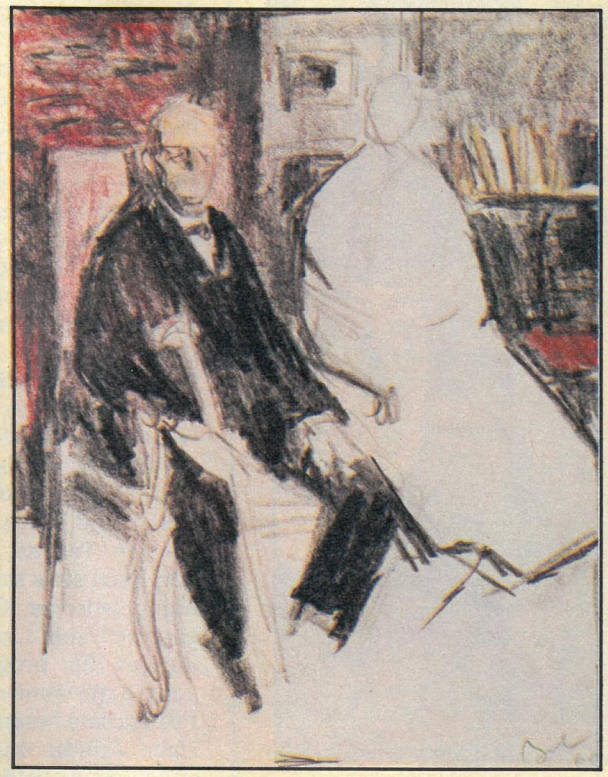
schlossen. Mit wachem Verstand und sozialem Gefühl hat er progressive Erscheinungen des rumänischen Geisteslebens aufgespürt und gefördert. Baba hat ihm in dem in Rumänien jedermann bekannten Doppelporträt „Tudor Arghezi mit seiner Frau“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Mehrere Fassungen und zahlreiche Studien (davon eine auf Seite 50) belegen das Ringen des Malers um das kongeniale Ergründen der inneren und äußeren Welt seines Gegenübers. Baba erhebt den verehrten Poeten, dessen Werk noch heute zu seiner täglichen Lektüre gehört, auf ein Podest, bewahrt einen Abstand des Respekts vor den Leistungen und der menschlichen Lauterkeit des Porträtierten und seiner Frau, die den Dichter mit Wärme umgab und in manch trauriger Zeit für das Nötige sorgte; zugleich sieht Baba in ihr eine Repräsentantin für die ursprünglich-bäuerliche Kraft und Zuversicht des rumänischen Volkes.

Im Atelier ist Corneliu Baba „Herrscher seines Reiches“, wie er sich gelegentlich nennt. Bei der Arbeit duldet er keinen Menschen um sich, es sei denn das Modell. Musik von Mozart, Beethoven, Bach und natürlich von Enescu erklingt; sie verhilft dem Achtundsiebzigjährigen, der bis vor kurzem selbst täglich die Geige spielte, zur notwendigen Stimmung. Ein großes Regal ist prall mit Bildbänden gefüllt, darunter ein abgegriffenes Büchlein über Wilhelm Leibl, vom Ersparten gekauft vor über sechzig Jahren, in einem Laden, an dessen Schaufenster er sich jeden Tag die Nase platt drückte.

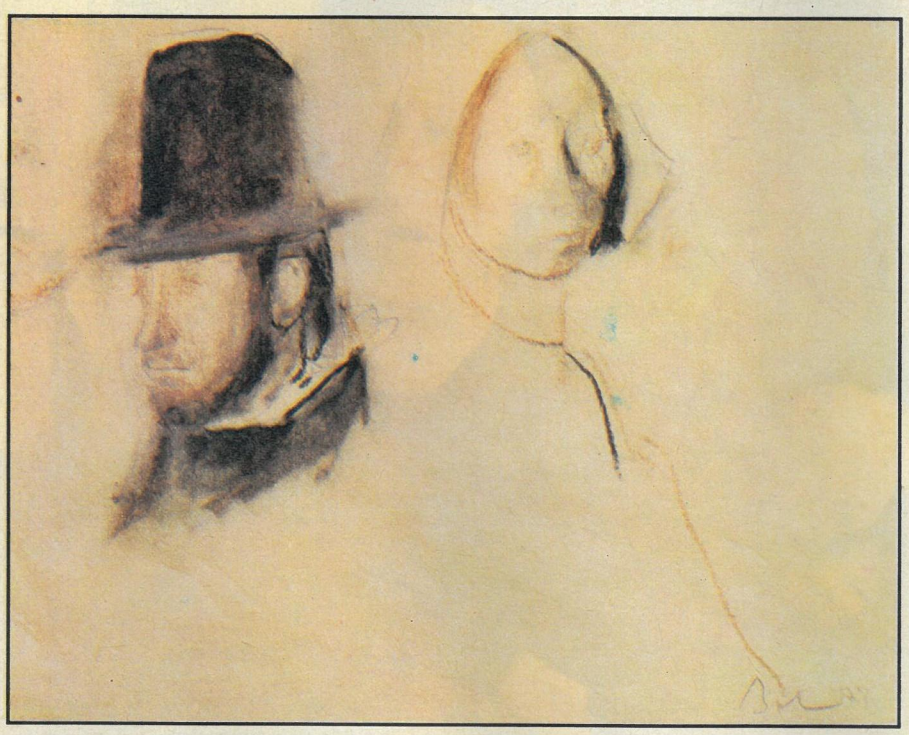
Baba, im November 1906 in Craiova geboren, wuchs in einem sehr musischen Elternhaus auf. Der Vater war Ikonenmaler und bekannter Porträtist. Von ihm lernte er das Zeichnen und Malen. In der Werkstatt, wo Gesellen an den Ikonen arbeiteten, war der Junge zu Hause. Er begleitete den Vater in die Natur oder half beim Malen der Fresken in alten Kirchen, wo das Tageslicht gebündelt nur einzelne Bildpartien in stetem Wechsel beleuchtete. Dort lernte er die Wirkung des Lichtes kennen und schätzen. Statuarische Geschlossenheit der Figuren und klare kompositionelle Formen erkannte er als Grundmuster der eigenen Arbeit.

Nach einem Studium der Philologie und Philosophie und vier Jahre währender Arbeit als Gymnasiallehrer zieht es ihn 1933 nach Iași, einem bedeutenden Zentrum von Kunst und Kultur. Er studiert bei Nicolae Tonitza, einem Künstler, den Baba stets schätzte und dessen humanistischer Gesinnung er uneingeschränkt folgte. Mit Zeichnungen für progressive Presseorgane hatte Tonitza den Kampf des Proletariats besonders in den zwanziger Jahren wirkungsvoll unterstützt. Nach 1945 wird Baba an die

Rast auf dem Feld, 1954



Tudor Arghezi mit Frau, 1960



Porträtstudien, 1978

Corneliu Baba in seinem Atelier (rechts)

Das Wagnis des Malens

Akademie der schönen Künste Iaşi und zum Direktor der städtischen Gemäldegalerie berufen. 1950 siedelt er nach Bukarest über und erhält acht Jahre später eine Professur am Institut für bildende Künste „Nicolae Grigorescu".

In der Sowjetunion genießt der Maler große Wertschätzung, seit er sich 1958 an der ersten gemeinsamen Kunstausstellung sozialistischer Länder in Moskau mit dem eigens dafür geschaffenen Bild „Die Bauern" beteiligte. Die Akademie der Künste der UdSSR ernennt ihn im gleichen Jahr zum Ehrenmitglied, die Ermitage und das Puschkin-Museum besitzen Bilder Babas. Kaum sonst ist ihm so enthusiastische Aufnahme in Erinnerung wie bei Ausstellungen, Besuchen und Begegnungen in Moskau, Leningrad und anderen sowjetischen Städten. Dem Publikum in der DDR stellt er sich erstmals 1960 auf der iba in Leipzig vor, wo er mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wird. Eine Personalausstellung, veranstaltet von der Akademie der Künste der DDR, deren korrespondierendes Mitglied er ist, zeigt 1964 alle Hauptwerke des Künstlers. Höhepunkt ist zweifellos die große Ausstellung der Werke Corneliu Babas im Dresdner Albertinum vor vier Jahren, der kleinere Schauen mit Bildern aus dem Besitz von Museen und Sammlungen der DDR folgen.

Im Atelier stehen zahlreiche Bilder, Studien, auf einem Tisch liegt ein Stapel Zeichnungen, meist Ölkreideskizzen. Auf dem Schreibtisch mehrere Hefte seines Tagebuches – Weggefährten, denen er täglich mit der Wortgewandtheit eines Schriftstellers Gedanken über jeden Schritt seiner Arbeit und Reflexionen über die Dinge in der Welt anvertraut. Dazwischen in faszinierender Folge Bildnotizen, gezeichnete Erinnerungen an alte Bilder und flüchtige Kopien nach alten und neuen Meistern. Ein steter Wechsel, Wort und Bild als Einheit der Gedanken eines Künstlers, der mit seinen Träumen in unserer Zeit wirken will. Dies alles, sein Tagebuch, bereits mehrere tausend Seiten stark, hütet er als sein Geheimnis, weniges nur gelangte bisher an die Öffentlichkeit.

In einer Ecke lehnen präparierte Leinwände. „Ich male ohne Unterlaß, von Zweifeln geplagt. Nichts kann mich davon abhalten, in der Natur, in den Dingen und Gegenständen, in den Menschen um mich, in den Zwängen und Bedrohungen schöpferischen Seins die unerschöpfliche Quelle für die Verewigung meiner Traumbilder mittels der Farbe zu entdecken."

Foto: Andreas Kilger
Reproduktionen: Wolfgang Sommerfeld, Archiv

FREIE WELT EXKLUSIV

Sie alle haben ihre Spuren auf der Insel hinterlassen: Christoph Kolumbus, der sie 1494 entdeckte, Sir Francis Drake, der große Räuber, der Englands Herrschaft über die Weltmeere trug, Machado und Batista, die verhaßten Diktatoren, die aus der Insel ein Gefängnis

Die wahre Schatzinsel

machten. Heute ist die einstige Todesinsel eine Insel der Jugend. – FREIE WELT-Mitarbeiter Bernd Siegmund (Text) und Peter Meißner (Fotos) besuchten mit dem kubanischen Präsidenten Fidel Castro und dem UNO-Generalsekretär Perez de Cuellar das Eiland.

Die wahre Schatz-insel

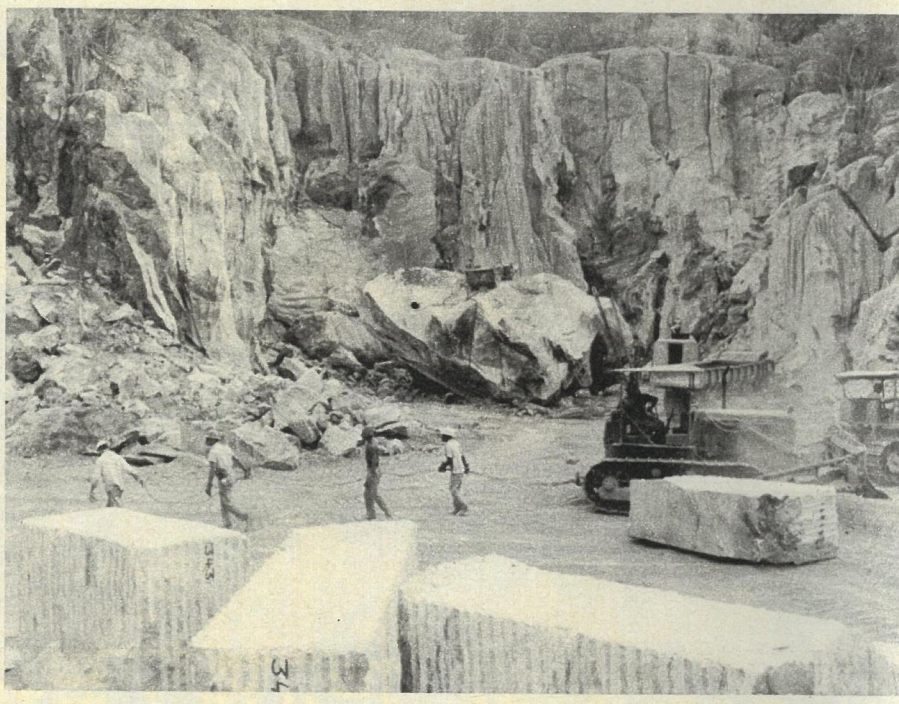
Die Kinder stehen seit einer Stunde in der prallen Sonne. Fröhlich und laut. Sie sind aus Namibia. Zwischen zwölf und achtzehn Jahre sind sie alt. Die Jungen tragen blaue Schuluniformen, die Mädchen gelbe Röcke und eine weiße Bluse. Sie warten auf Fidel Castro und Perez de Cuellar, den UNO-Generalsekretär. Während in Namibia die Befreiungsarmee gegen das Rassistenregime kämpft, lernen sie auf der Insel der Jugend vor Kubas Küste lesen und schreiben.

„Ich bin in meiner Heimat nie zur Schule gegangen", berichtet der 17jährige Sebastian Gracezia. „Mit zwölf Jahren arbeitete ich als Schuhputzer. Dann ging ich zur Befreiungsarmee. Jetzt besuche ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Schule." „Und danach", frage ich, „gehst du zurück nach Namibia zu deinen Eltern?"

„Meine Eltern sind tot. Ermordet. Sie waren bei den Freiheitskämpfern."

1966 verwüstete ein Hurrikan die Isla de los Pinos. Er hieß „Alma". Der Anfangsbuchstabe A sagt uns, daß es der erste Hurrikan des Jahres war. Der stärkste seit Menschengedenken. Kaum hatte sich „Alma" gelegt, da rief Fidel Castro die Jugend Kubas auf, die zerstörte Insel schöner denn je wiedererstehen zu lassen. Zitrusplantagen wurden angelegt, Staudämme errichtet, eine Keramikindustrie entstand, Straßen wurden gebaut, Kühlhäuser für die berühmten Langusten. Und Schulen! So begann die Verwandlung der Insel der Pinien in die Insel der Jugend. 90 000 Menschen leben heute auf ihr. 40 000 von ihnen sind Schüler. 1978, zu den Weltfestspielen der Jugend und Sportler, erhielt die Insel den vierzehnten Namen ihrer Geschichte: Isla de la Juventud.

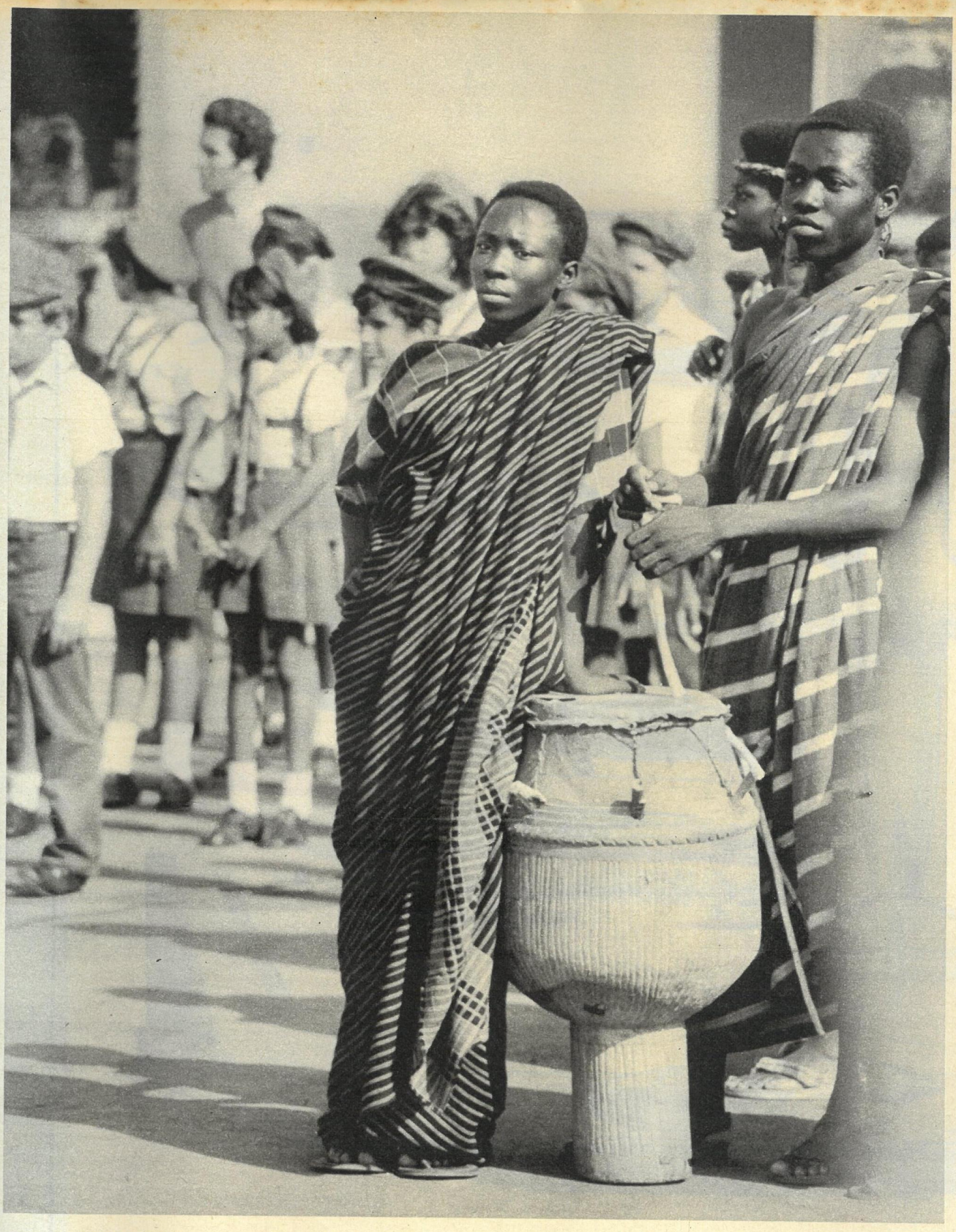
Fidel Castro ist aufgehalten worden. Der Besuch des Museums dauert länger als geplant. Das Museum war einst Gefängnis. Ein berühmtberüchtigtes. Das „Modela". 1926 wurde mit großem Pomp der Grundstein zu diesem „staatserhaltenden Gebäude" gelegt. Diktator Machado tat das höchstpersönlich. Das Modell-Gefängnis war so „modern", daß es 24 Haftanstalten auf Kuba überflüssig machte. Hier saß auch Fidel Castro. 21 Monate und 15 Tage. Er trug die Häftlingsnummer 3859. „Ich kann nicht für mich um Freispruch bitten", so hielt er seinen Richtern entgegen, „während meine Kameraden im schrecklichen Kerker der Pinieninsel schmachten. Schicken Sie mich zu ihnen, damit ich ihr Los teile. Es ist nur recht und billig, daß in einem Lande, dessen Präsident ein Verbrecher und Dieb ist, die ehrlichen Männer tot sind oder im Gefängnis."



In den Marmorbrüchen in der Nähe der Insel-Hauptstadt Nueva Gerona: Vom hellsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz reicht die Farbskala des Gesteins.

Damals hieß die Insel der Jugend beim Volke nur die „Todesinsel". 10 000 Menschen lebten auf ihr. Davon waren 3000 Gefangene. Es gab ein Krankenhaus, sieben Bordelle, ein Hotel, eine Spielbank und eine Schule. Heute überzieht ein Netz von 56 Internaten die Insel. In 21 von ihnen lernen 12 000 Kinder aus afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern. Darunter 450 aus Namibia.

„Die Ausbildung wird von Kuba als Beitrag zur Solidarität mit den um ihre Befreiung kämpfenden Völkern betrachtet", sagt Ernesto Perez, ein kubanischer Lehrer an der namibischen Schule. „Wir tun alles, um die Jugendlichen nicht ihrer Heimat zu entfremden. Deshalb ist der Unterricht in nationale und allgemeine Fächer aufgeteilt. Nationale Fächer sind Sprache, Geschichte und Kultur des eigenen Landes. Zu den allgemeinen gehört Spanisch, Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Und jeden Tag ziehen die Schüler für drei Stunden hinaus aufs Feld. Mittags



**Warten auf Fidel: In 21 der 56 Schulen lernen Afrikaner und Lateinamerikaner.
Heute ist das Gefängnis Museum: Fidel Castro hatte die Häftlingsnummer 3859 (Foto links).**

wird gewechselt. Die Landarbeiter des Vormittags sitzen nachmittags auf der Schulbank. Lernen für ihr Leben, für ihr Land, ihre Zukunft." Aber nicht heute. Hohe Gäste besuchen die Schule. Wann werden sie kommen? Die Spannung steigt, die afrikanischen Gesänge werden lauter. Zwei Worte ragen daraus hervor: Namibia, SWAPO... Und endlich erscheinen die Erwarteten. In den Sturm der Begeisterung hinein treten Fidel Castro und Perez de Cuellar.

Beim Landeanflug unserer AN-24 auf die Insel der Jugend sagte plötzlich unser Betreuer: „Diese drei Hügel da vorn, sie waren das Erkennungszeichen für die Piraten."
Jahrhundertelang fanden Wegelagerer der Meere Unterschlupf auf dem 2199 Quadratkilometer großen Eiland in der Karibik. Robert Stevenson wußte, warum er sich die Insel der Jugend als geographisches Vorbild für seine berühmte „Schatzinsel" wählte. 1979 fand man bei Ausschachtungsarbeiten den vorläufig letzten Piratenschatz: 25 Millionen geheimnisvolle Peso! Doch nicht sie, die gehobenen oder noch nicht geborgenen Schätze der Piraten sind der wirkliche Reichtum der Insel.

Zusatzfoto: ADN/ZB

Im nächsten Heft berichten unsere Reporter Bernd Siegmund (links) und Peter Meißner (Fotos) aus Nikaragua.

Im nächsten Heft:

Moskau rüstet zum Fest

FREIE WELT-Reporter besuchten Gastgeber der Weltfestspiele in der sowjetischen Hauptstadt: die Ärztin, die Friseuse, die Hostess, die Köchin, die Schauspielerin.

Foto: V. Billeb

Moderne Verfahren für neue Arzneimittel

Biotechnologische Forschungsergebnisse weisen in die Zukunft. Gespräch mit Prof. Dr. Aurich.

Phänomen aus dem Weltraum

Was geschah wirklich 1908 an der steinigen Tunguska. Ist das Rätsel der kosmischen Katastrophe gelöst?

Foto: Archiv

Ausflüge

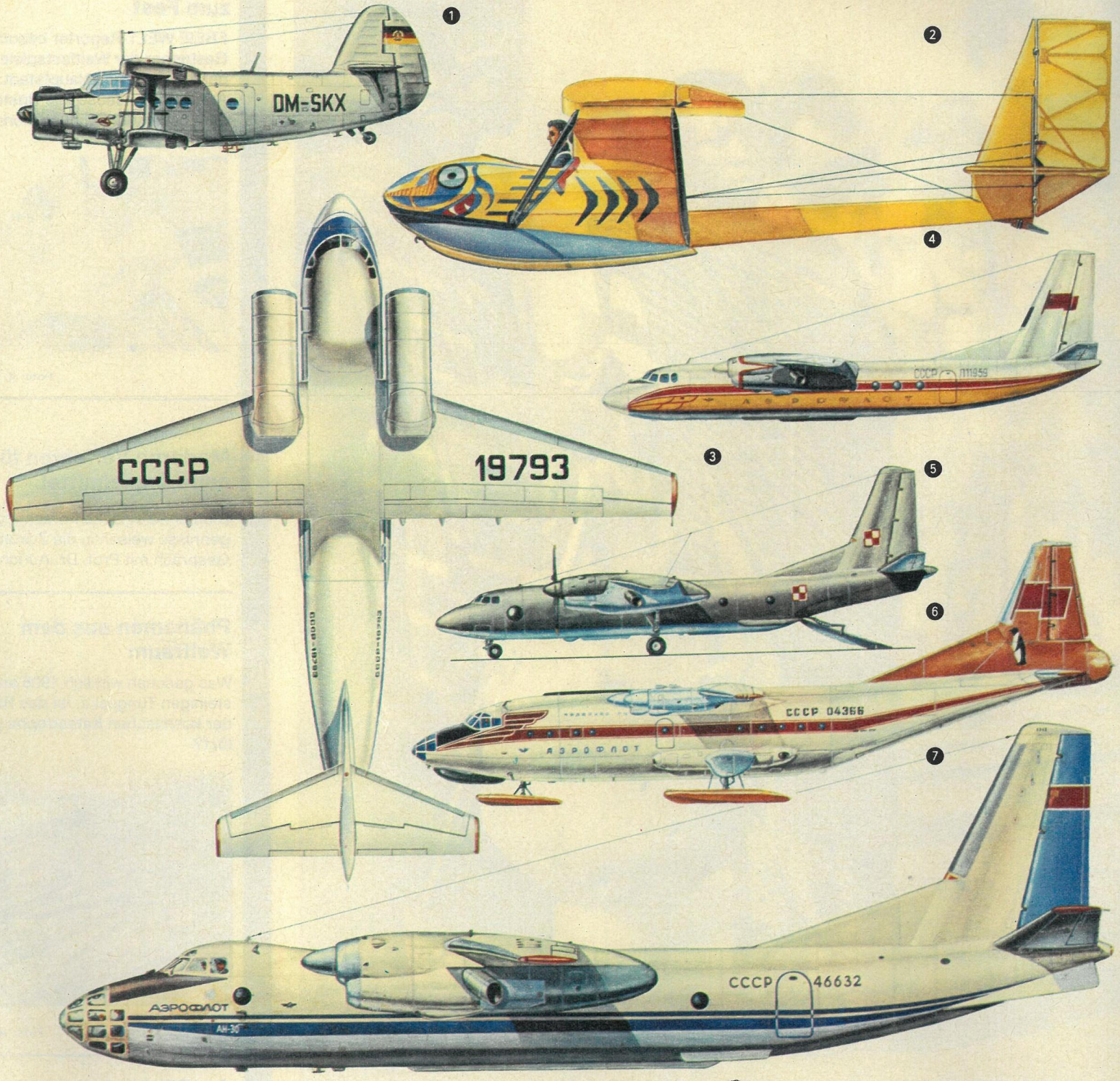
Das künstlerische Werk des Grafikers und Malers Prof. Arno Mohr ist aufs engste mit Berlin verbunden. Seine Stadt und auch fremde Städte erschließt er sich am liebsten als Spaziergänger und stiller Beobacher.

Tret-Mobile

Auch für Radfahrer gilt die Straßenverkehrsordnung. Doch die wenigsten von ihnen scheinen das zu wissen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FLUGZEUGE DER UDSSR (3)



Meister aller Klassen:

Oleg Konstantinowitsch Antonow (7. 2. 1906–4. 4. 1984) projektierte als Siebzehnjähriger seinen ersten Segler, schuf mehr als fünfzig Flugzeugtypen mit mehreren hundert Modifikationen. Von Antonows Reißbrett stammen ein- und zweisitzige Sport-Segelflugzeuge und große Lastensegler, kleine einmotorige und zweimotorige Arbeits- und Mehrzweckflugzeuge, vor allem aber Verkehrs- und Frachtmaschinen. Zu den ganz Großen von Antonow gehören das schwerste Turboprop-Flugzeug der Welt, An-22 „Antäus“, und der leistungsfähigste Fracht-Jet, An-124 „Ruslan“ (siehe Beitrag S. 4–11). (1): An-2 – das meistgebaute und meistexportierte Mehrzweckflugzeug der Welt, vor allem für Agrareinsatz geeignet (Erstflug 1947). (2): A-1 „Upar“ – ein Segler, zwischen 1932 und 1939 wurden davon über 5000 hergestellt. (3): An-72 – erster Strahltransporter Antonows (Jungfernflug am 31. 8. 1977). Befördert im Aeroflot-Einsatz 7,5 Tonnen Container-Last im 720-km/h-Tempo. 1983 mehrere Weltrekorde. (4): An-24 – zweimotoriges Turboprop-Verkehrsflugzeug. Prototyp 1959 erprobt. In mehreren tausend Exemplaren gebaut, von vielen Fluggesellschaften eingesetzt. (5): An-26 – Frachtflugzeug (hier in den Farben der Polnischen Armee). Befördert 5,5 Tonnen Last mit einer wirtschaftlichen Reisegeschwindigkeit von 440 km/h. (6): An-12 (hier Modifikation für den Arktis- und Antarktis-Einsatz mit Ski-Werk) – erstes viermotoriges Turboprop-Frachtflugzeug der UdSSR, Mitte der fünfziger Jahre entworfen. Maximallast: 20 Tonnen; Maximalgeschwindigkeit: 775 km/h. (7): An-30 – Luftbildmaschine; zweimotoriges Turboprop-Flugzeug, das für die Erprobung der Jenaer Multispektralkamera MKF 6 verwendet wurde.

Zeichnungen: Otto Reich; Redaktion: Karl-Heinz Eyermann

UNSERE FRAGE:

In welcher Stadt und in welcher Unionsrepublik der UdSSR ist der Sitz des Versuchs-Konstruktionsbüros O. K. Antonow? Lesen Sie dazu auch die zuletzt erschienenen FW-Beiträge. Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Kennwort „Flugzeuge der UdSSR 3“ an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.

Einsendeschluß: 9. Juli 1985. Auflösung und Gewinner in Heft 15/85, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!